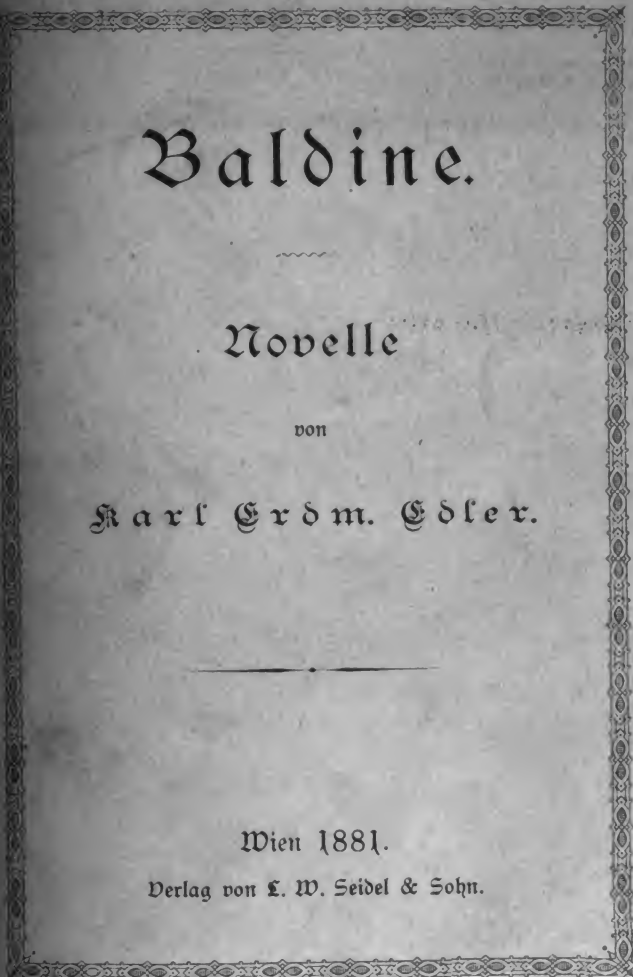


*image
not
available*

**ALDERMAN LIBRARY
UNIVERSITY OF VIRGINIA
CHARLOTTESVILLE, VIRGINIA**



A decorative border with a repeating geometric pattern surrounds the text.

Baldine.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

Wien 1881.

Verlag von L. W. Seidel & Sohn.

ALDERMAN LIBRARY
UNIVERSITY OF VIRGINIA
CHARLOTTESVILLE, VIRGINIA

Baldine.



Novelle

von

Karl Erdm. ^{ann} Edler.

Wien 1881.

Verlag von F. W. Seidel & Sohn.

PT
2609
.D5B3
1881

In der Waldlichtung tanzen die Sonnenlichter um die alte Fichte. Sie ist so winzig gewesen zu der Zeit, da man die Bäume in der Runde fällte: ihre Nestlein nicht größer, als die Finger einer Kinderhand. Die Menschen mit den blitzenden Holzbeilen sind an ihr vorübergegangen. Das Erdbeerstämmchen hat ihre zarten Fingerästlein hinter seinen Blättern versteckt; der widerborstige Brombeerstrauch hat sich mit allen seinen menschenfeindlichen Spitzen und Haken schützend über ihr grünes Köpfschen geneigt; die blauen Glocken des Enzian haben die Mörderblicke abseits zu sich selbst hin geläutet. So ist die Fichte allein übrig geblieben von dem Baumgeschlecht in der Runde. Berwais ist sie dann emporgewachsen und starrt jetzt einsam ob der Lichtung. Die Sonnenlichter umhüpfen die dunkle Pyramide, weil sie nirgends hineinspringen können. Stamm und Geäste blicken nicht hervor, und außen drängen sich, dicht aneinander geschaart, die schwarzen Zweige. Sie hängen tieffinnig nieder, nach Trauerweiden-Art, so daß davon die Fichte schwermüthig anzusehen ist, — nicht finster, nur selbstvergessen in der langen Einsamkeit. Es ist ein weicher Zug in ihr, der Tochter des starren Nadelholz-Geschlechtes; und wenn der Wind Grüße vom Walde herüberweht, geht ein leises Regen durch die unzähligen niederhängenden Zweiglein.

Im Schattencreise der Fichte kauert ein Kindchen mit einem großen Kautschuk-Ball. Der Knabe hat etwelche Spuren, daß er in seinen guten Tagen in allen Regenbogen-Farben übermalt gewesen. Der Uebelstand ist jetzt glücklicher Weise so weit beseitigt, daß die kleine Finger dergleichen abzuschaben vermögen. Das Ergebniß war indeß offenbar der aufgewendeten Mühe nicht werth. Das aus den bunten Kreisen aufgetragene schwarze Pulver, dieses eintönige Aschgrau, konnte selbst ein Kindchen im Gemüth nur wenig befriedigen. Das eigentliche Glück mußte tiefer liegen.

Ein wunderlicher Ernst durchschlich die Augen des kleinen Mädchens, während es den Ball eine Weile nachdenklich betrachtete.

„Warum springst du?“ fragte sie ihn.

Der Ball that offenbar, als hörte er nicht. Das Kindchen hörte er wirklich nicht?

Jetzt neigte sie den Mund bis auf ihn auf und rief immer lauter: „Warum springst du?“

Aber er war harthöriger, als sie geglaubt hatte.

Da rückten ihre Augenbrauen nahe zusammen, die Zähne preßten sich unter den halb geöffneten Lippen an einander, die Füßchen stemmten sich fest gegen den Boden. Der ganze kleine Körper schien sich mit aller Kraft in einen Punkt zusammenziehen zu wollen. Das Kindchen war die winzige Spitze des winzigen Zeigefingers, die in den Ball einzubohren suchte.

Der Ball gab gutmüthig nach und stülpte sich dem Fingerchen zu einer seichten Vertiefung ein. Das Kindchen fand es ihm dann genug war, schnellte er sich und zog sich zurück. Den gleichen Schabernack that er hinter dem Knöchel und der Fußspitze an: er bestand eigensinnig darauf, sich kein Loch anbohren zu lassen. In runder, aufgeblasenem Troße lag er da. Ja, als sie

lend mit dem Füßchen bei Seite schob, sprang er sogar wie toll umher.

Das war unverkennbarer Hohn. Jäh schnellte sie auf und stieß ihn zornig mit den Füßchen vor sich hin, über die Grasrispen und Moose der Lichtung, bis zum Waldrande. Noch ein Stoß, — plumps, da lag er in der Wassergrube. Sie wollte ihn ertränken. Das Bad aber that ihm sichtlich wohl nach der Anstrengung. Er klatschte lustig auf, hüpfte wie besessen über die kleinen Wellen, kollerte ausgelassen hin und her und drehte sich übermüthig um sich selbst herum. Nachdem er sich genugsam ausgetobt, schwamm er behaglich einher: rund, grau, trozig, aufgeblasen, wie vorher.

Es war zum Verzweifeln. Nun fiel ihr ein, daß sie einmal im Dorfe gehört, wie die alte Glaschmelzerin der Stallmagd gesagt hatte: „Dem sollte man einen Stein an den Hals binden und ihn in's Wasser werfen; so schlecht ist der Kerl!“ Sie wußte nicht, wer der schlechte Kerl war, aber so schlecht, wie der Ball, konnte er unmöglich sein. Mit einer Hand hob sie einen Stein auf und zog mit der andern einen Faden aus der Tasche. Dann spähte sie scharf nach dem schwimmenden Ball. Plötzlich fielen ihr Stein und Faden aus den Fingern. Mit beiden Händen hob sie das bunt geflickte Kleidchen in die Höhe, so weit, bis unten die rosigten Kniee hervorglugten und oben die Augen bedeckt waren, und fing an, bitterlich zu weinen: er hatte keinen Hals, nicht einmal einen ganz kleinen, — aus reiner Bosheit.

Der Ball behielt sein Geheimniß, und sie ging schluchzend zurück zu ihrem alten Plätzchen im Fichtenschatten. Hier lag und moderte der hölzerne Hampelmann. Auch der hatte sein Geheimniß behalten. Der kopflose Rumpf streckte noch immer gebietend den Arm aus, und der rumpflose Kopf daneben lächelte noch immer gutmüthig

vor sich hin. Aber warum er lachte, und Wichtiges gebot, hatte das Mädchen auch nach und Biertheilen nicht erfahren. Selbst die Säe ihm aus einer klaffenden Brustwunde hervorquillend keine befriedigende Antwort.

Da gingen die thränenschweren Augen des dem Hampelmann zu den Ameisen, welche zu den Fichtenwurzeln einen Bau aufthürmten. Dort in der Dämmerung flatterten die Schmetterlinge und um die Blumen, und mitten darin ragte der Kopf des Kindes darauf sich die Eidechsen sonnten. Noch weiter im Walde, sprangen die Eichhörnchen und die Vögel den Sonnenstrahlen durch das Baumgezweige.

O, alle die, alle hatte das Mädchen gefragt den Ball und den Hampelmann.

Keines gab eine Antwort, — keines!

Und wieder hob sie das Kleidchen an die Hüften und lief weinend bis zu der Hütte am Walde. Dort blieb sie stehen und rief schluchzend: „Zenz! Zenz!“

Durch das kleine Hüttenfenster steckte ein Hund den Kopf. Es hatte tausend Runzeln auf seinem Gesichte, und die standen jetzt alle gespannt als tausend lichte Fragezeichen da.

„Er hat mir's nicht sagen wollen, Zenz! Zenz!“ rief das Mädchen, bis das Kind die Worte ersticke.

Die tausend Fragezeichen standen noch im alten Gesichte, nur jetzt schon auf einen tieferen Grad gespannt. Dabei begannen die Augen suchend durch die Dämmerung zu machen.

Das Kind sah die fragenden Furchen und den Hund und sagte: „Der Ball, Zenz, o, der Ball!“

Darauf verschwand der Kopf aus dem Fenster und ein kleines altes Weiblein kam aus der

das Waldgras herangetrippelt. Das Kind sah ihr wieder in das Gesicht und dann in die Augen, die jetzt auf der Erde herumsuchten. Dabei faßten die kleinen Fingerchen das Kleid der Alten und zogen sie zur Wassergrube.

„Dort, dort trotzt er, der böse, der schlechte!“ rief das Kind.

Die Alte nahm einen Hakenstock und wollte den Ball herausfischen. Aber das Mädchen klammerte sich an ihren Arm, sodaß sie innehalten mußte, und schluchzte: „Nein, nein, ich mag ihn nicht, niemals, gar nie mehr! Und alle, alle sind sie so, — der Hampelmann, der lauter Sägespäne inwendig hat, und die Wasserjungfern, und die Würmlein, und die Eidechsen, die lieber davonlaufen, — o, alle, alle! Du auch, Benz, o, Du auch! Du sagst auch nichts. Nur der Ahnel nicht, — aber der ist immer fort. Und der Doctor auch nicht, — o, Benz, sage doch dem Doctor, er soll mir etwas zum Sterben geben. Der Doctor, der kann Alles, — Benz, ich möchte gern sterben!“

Darüber spannten sich die fragenden Runzeln gänzlich ab und glätteten sich in zahllosen feinen Linien zum Ausdruck zärtlichen Mitleides. In den Augen, welche jetzt auf das Kind gerichtet waren, blinkte statt der herumsahrenden Funken nur noch ein stilles, weiches Licht. Sie hob das Kind vom Boden auf und trug es auf dem linken Arme mühsam gegen die Hütte. Mit der rechten Hand redete sie zu ihm. Und das Kind verstand die Sprache. Jeder der verschrumpften Finger schlug an eine Taste, die er ertönen machte. Den redenden Fingern antworteten die redenden Kinderlippen. Aber ein tönendes Wort war heute den ganzen Tag über nicht an das Ohr des kleinen Mädchens erklingen, und so gestern und vorgestern und manchen langen Tag nicht.

Nachdem das stumme Mütterchen sie zuletzt in

das ärmliche Bettchen gelegt, begannen die Zigeuner zum Abendtrost zu verkünden, daß morgen der Frühling heimkomme. Der Ahnel, ja der! Der redete, die Frauen wollten. Darum hörte sie auch gleich auf zu weinen. Das Mütterchen saß dann noch bei ihrem Bettchen, die zehn Finger erzählten und sangen und lullten zum Schlaf. Zuletzt, als der Mondschein durch das Gebirge hereinschlich und auf den redenden Fingern hinüber blitzte, erschienen dieselben ihr nur noch wie die Sonnenstrahlen im Walde, und die hatten auch kein heimniß behalten.

Da schlief sie ein.

* * *

Am Abend des folgenden Tages saß das Mütterchen auf dem Wege am Waldeſrande. Die Zigeuner sahen Spuren schwarzer Walderde. Sie hatten eben den Ort, an welchem das Mütterchen doch herausgefiſcht, ſahen den Hampelmann eingegraben; nicht unter der alten Eiche in der Lichtung, wo ſie gern ſaß, ſondern an einem Orte im Walde, wo ſie ſonſt nie hinkam. Was ſie eingegraben geworfen, das mochte ſie nie, gar niemals mehr einmal daran denken. Jetzt feierten die Hände der mühsamen Todtengräber-Arbeit müde im Schatten, die blauen Augen gingen in die blaue Weite.

Plötzlich ward ein fernes, leiſes Anarren hö-
Sie ſprang auf und lauſchte, gegen die Höhe
Von dort führt der Weg aus den jenseitigen
über das Gebirge in das Waldviertel herein
an dem Baume abwärts zu Ende. Der Wildpart
der Zaun einst umhegt hatte, ist aufgelassen wo
nur noch ein vielfach gelichteter Schlagwald. Er
hängt bald schief in den Wald hinein, bald neigt
demselben ausweichend, über den Weg; hier

morscht, dort ganz durchbrochen und mit weiten Lücken zwischen den Haltpfählen klaffend.

Das Knarren ward immer lauter. Als sich zuletzt auch ein mißtöniges Kreischen hineinmischte, sprang das Kind in eine Zaunlücke und spähte, vorgebeugt, achtsam den Weg hinauf.

Auf der Höhe tauchte erst ein Kopf, dann nach und nach ein ganzer Mann empor. Er schob langsam einen Karren vor sich her. Es ging bergab, und doch war es ein mühsames Werk. Der Weg ist ein schmaler Einschnitt in die sandigen Kartoffelfelder der Berglehne, ohne festen Untergrund, ohne Schotter. Wegmacher ist der Regen. Mit malerischem Sinn hat er tiefe Gruben neben hohen Buckeln ausgewaschen und dazwischen Steinblöcke bloßgespült, spitz oder rund, alle aber erheblich groß. Der Karren fuhr einher, wie ein Schiff bei hoher See, bald hoch empor-tauchend, bald tief versinkend, jetzt schräg nach links geneigt, dann bis zum Umkippen schief nach rechts. Ueberdies war der Steuermann ein Greis mit einem schneeweissen Bart, der jetzt schon ganz deutlich hernieder-schimmerte.

Als der Karren nahe an der Zaunlücke war, sprang das Mädchen hinter die Pfähle, die sie ganz verbargen. Dann rief sie mit verstellter Stimme: „Federhelm! Federhelm!“

Der Mann hielt still. Es ging ihn an. Er hieß Wilhelm; die „Feder“ war sein Geschäftsbeiname, und mit dem Ganzen rief man ihn.

Alles war still. Er lauschte noch ein Weilchen: nichts ließ sich mehr hören.

Aber der Alte fuhr doch nicht weiter. Im Gegentheil: er machte es sich bequem zu längerer Rast. Erst schob er den Karren noch zu einem Wegbuckel; dann stellte er ihn nieder, zog den Kopf unter dem Tragbände hervor

und rückte einen Stein an das Rad. Darauf nahm die zottige Mütze von der schweißbedeckten Stirn mit beiden Händen vor das Gesicht haltend, gleichfalls mit verstellter, hoher Stimme: „Baldine!“

Aber es blieb noch immer still, und nicht zu sehen. Da fuhr ein Lächeln aus den blauen Augen des Greises durch alle die feinen Fältchen der Augenlider hinaus, und zuckte in das Gesicht abwärts. Dort fand es keinen Ausweg mehr. Da gab es so viele Runen und Furchen, daß es ganz verloren in den Irrwegen und her straukelte, da und dort auftauchte und wieder hinabglitt, wie vorhin der Karren auf dem Schnee. Und weil es nicht mehr wußte, wo hinaus, so kroch es wieder durch die Fältchen in die Augenwinkel und schließlich in einem hastigen Sprunge schon wieder daheim in die Augen. Der Mann aber sagte zu seinem Karren: „Er kehre sich umkehrte: „Die Sonne steht schon hinter dem Grünberg; wir müssen heim, Alter!“

Sogleich zupfte ihn etwas rückwärts an den Mantel und schloß.

„Baldine! Baldine!“ sagte der Alte in die Mütze hinein, ohne sich umzuwenden. Das Lächeln schon wieder auf Irrfahrten um die Mundwinkel gezogen.

„Errathen, Ahnel, lieber Ahnel!“ schrie der Alte und fiel dem Großvater um den Hals, lachend und nennend vor heller Freude.

Nachdem dann der Greis den Karren wieder in Bewegung gesetzt hatte, ging sie stolz neben ihm und berührte zeitweilig liebevoll das grobe Tuch seines Mantels mit der Hand. Auch den Karren streifte sie dazwischen; er gehörte auch dem Ahnel. Bei der Ankunft gelangt, half sie den Karren abladen; der Großvater

thaten, als wären sie recht schwach und das Kind so stark, so unsinnig stark, daß es selbst Alles in die Hütte tragen mußte. Die beiden Alten schienen nur so nebenbei nachzuhelfen. Die zottige Mühe trug Baldine sogar ganz allein hinein und hängte sie auf den Thürnagel. Dann setzte sie sich neben den Großvater und sah mit steigender Ungeduld zu, wie er aß. Es ging langsam, sehr langsam, — er hatte nur noch wenige Zähne. Endlich aber war es doch vorüber, und nun mußte er erzählen, — gleich, — er kaute noch an dem letzten Bissen. Gierig hing sie an seinen Lippen, und ihr Ohr fing jede Silbe auf, nur weil es Menschenworte waren, wie sie dieselben manchen Tag her nicht vernommen.

Dann stand der Alte auf und ging zu dem Karrenkästchen. Er brachte seinem Enkelkind immer etwas mit, Gaben um wenige Pfennige, wie den Hampelmann, oder gar umsonst erstanden, wie den Hautschuh-Ball, den er einmal am Wege gefunden. Denn der Federhelm ist sehr arm, und auch die karge Gabe der Armuth macht die kleine Baldine sehr reich. Heute war es wieder ein Geschenk umsonst, — ein Strauß Blumen, die der Federhelm selbst gepflückt. Er war sehr müde vom Karrenschieben gewesen und matt von der Sommerhitze; und doch hatte er den alten Rücken so oft gebückt und den abgemüdeten Arm so vielmal ausgestreckt, als Blumen in dem Strauße waren. Und es waren deren viele, ein ganzer Busch, — und blau. Waren sie alle, so blau, wie es Baldine noch nie an Blumen gesehen, sondern nur am Himmel.

Sie klatschte in die Hände und rief bittend: „Gieb, Ahnel! Gieb, lieber, lieber Ahnel!“ Dann begann sie aber auch gleich zu fragen: „Aus welchem Garten hast Du sie denn, Ahnel?“

„Aus einem ungeheuer großen! Auf der anderen Seite des Grünberges fängt er an; wo er aufhört, weiß

der liebe Herrgott. Die blauen Blumen heißen blumen. Sie stehen dort überall wild in der herum. Wir haben hier nur Wald, Wiese und feld, aber kein Korn; darum wachsen auch bei solchen Blumen, und wer nicht aus dem W hinausgeht, sieht niemals eine. Denn Korn und blume sind immer beisammen, wie mein Karren

Dabei zog er aus dem Strauß eine Blüthe und zeigte dem Kinde die zarten Blättchen der Krone und die feinen Fäden darin. Dann er weiter von den Dörfern in dem großen Garten und Kornblumen wachsen, und von der Stadt hohen Häusern und den vielen Menschen darin.

Baldine ließ ihn nicht mehr los. Sie r Kornblumenstrauß mit sich schlafen; aber der M sich auch an das Bettchen setzen und weiter Damit er sich ja nicht fortschleiche, nahm sie a Rockschuß von ihm zu sich in's Bettchen. Der mit einer Hand fest, mit der anderen die Blume Greis war müde. Er erzählte wohl, aber immer samer, immer leiser, — zuletzt nickte er still ein

Aber Baldine schlief nicht. Sie sann über Worte nach, und wie das doch ganz anders sein Benz mit den Fingern rede. Den schlafenden M sie nicht wecken. So lag sie denn ganz still und nur mit den blauen Augen immerfort an. nickte und neigte sich im Traume über sie hin, erntereife Aehre über die knospende Kornblume.

Baldine erwachte spät am Morgen. Der K hatte inzwischen längst seinen Karren quer durch toffelfelder zur Glashütte und wieder heim gefahren sie auf die Schwelle trat, saß der Muel schon wieder Bänklein vor der Hütte und bestrich einen großen schwamm mit Firniß. Baldine setzte sich zu seinem

hin. Er war jedoch in sein Kunstwerk so vertieft, daß er Nichts redete. Sie sah ihn eine Weile nachdenklich an.

„Ahnel,“ sagte sie plötzlich, „warum trägst denn Du keine Haare auf dem Kopfe?“

Der Federhelm legte den Pinsel bei Seite und hielt das glänzende Schaustück prüfend gegen die Sonne. „Weißt Du,“ sagte er dann, „im Sommer, wenn man mit dem Karren so im Sonnenschein dahinfährt, wird Einem sehr heiß. Da springt der Schweiß überall hervor und treibt die Haare mit sich hinaus. So habe ich eines nach dem andern langsam ausgeschwitzt.“

„Ja, und warum sagst Du's denn nicht dem Doctor, Ahnel, daß er Dir neue wachsen läßt? Der neue Doctor ist, wie der liebe Gott; er kann Alles, — er kann auch die Leute lebendig machen, wenn sie nicht schon ganz und gar todt sind. Das hast Du selber geredet. Warum sagst Du's ihm denn nicht, Ahnel?“

„'S ist bequemer so.“

„Bequemer?“

„Er spare ich nicht das Kämmen? Du mußt Dich von der Benz striegeln lassen! Ich hab' Dich schon manchmal dabei greinen hören. Und Striegeln und Greinen ist doch beides umsonst. Abends sieht man Dir's niemals an, daß Dir früh die Benz Böpfe geflochten hat. Ich aber hab' alle die Federchen nie aus den Haaren herausgekriegt und hab' mich doch dazumal wacker damit geplagt. Der Federhelm hätt' sich den ganzen Tag nur kämmen müssen, und dazu hat er keine Zeit gehabt. Jetzt hat er's, Gott sei Dank, nimmer nöthig. Es hat Alles sein Gutes.“

Baldine sah mit einem Gemisch von Mitleid und Aerger auf den Ahnel. Er hatte wirklich und wahrhaftig kein einziges Haar auf dem Kopfe. Es war reine Bosheit von ihm, daß er den Doctor nicht bitten wollte.

Der Federhelm verstand den Blick und f
einmal, indem er den Pinsel wieder ergriff: „
quemer so; es hat Alles sein Gutes.“

Baldine sprang aus ihrer hochenden Stellung
trat mit triumphirendem Ausdruck vor den Alte
Und warum trägst denn Du die vielen weiß
im Gesichte?“

„Das ist bequemer so.“

„Siehst Du, Ahnel, wie Du böse bist. Und
gar! Und ich weiß, warum. Weil Du Dich
Du hast nur Angst, daß Dir der Doctor etwas
giebt. Ich hab' es auch nicht gemocht, damals
weiß noch. Ich hab' den Löffel ausgeschüttet,
die Benz vorgehalten hat. Du hast geweint, A
die Benz auch, weil ich hab' sterben sollen. Ich
lieber sterben wollen, als das bittere Wasser
schlucken. Aber der Doctor hat mich nicht ster
Er hat mir den Löffel selber an den Mund gel
hat mir gesagt, wie ich's machen soll. Ahnel,
nur die Augen zumachen und es ganz geschwind
schlucken, ganz auf einmal, — dann spürst Du
nichts und kannst dann wieder Haare auf de
tragen. Der Doctor kann Alles, — warum
denn gar, Ahnel?“

„Ich lüge gar nicht. Die Haare in
müßte ich mir immer mit einem scharfen Me
tragen und mir das Gesicht dabei zerschneiden.
Herr Pfarrer in Oberau thut. Darum ist's beq
Es hat Alles sein Gutes. Wenn Du einen Bar
möchtest Du ihn auch tragen. Es wär' aber C
Dein milchweiß Gesicht . . .“

„Pfui, Mädchen tragen gar keinen Bart,
denn eigentlich nicht, Ahnel?“

Der Federhelm lächelte und fing an, eine Ge

erzählen. Das that er jedesmal, so oft er eine Frage nicht beantworten konnte oder wollte. Solcher Fragen aber hatte Baldine immer einen ausgiebigen Vorrath. Der Federhelm wußte jedoch der Geschichten noch mehr, und alle waren lustig.

Baldine setzte sich wieder zu seinen Füßen hin und lauschte aufmerksam. Dann tippte sie ihm plötzlich mit dem Fingerchen auf das Knie. „Ahnel, warum ist denn der eine von Deinen Stiefeln vorn spitzig und der andere rund?“

„Weil von dem spitzigen Paar der linke zerrissen ist und von dem runden der rechte. Da hab' ich die beiden Kranken zum Stiefel-Doctor gegeben. Den gesunden von jedem Paar trage ich indessen. Am Ende kommt das rechte Paar doch zusammen, — es hat Alles sein Gutes.“

Dabei stand der Alte auf und stellte den gefirnißten Buchenschwamm an die Sonne zum Trocknen. Darauf nahm er einen Sack über den Rücken und Baldine ein Säcklein in die Hand. So schritten sie mit einander über die Lichtung in den Wald. Baldine sammelte in ihr Säcklein die schönsten Tannenzapfen. Nebenbei hatte sie auch ein scharfes Auge auf Eichelu, Buchnüsse, Bartsflechten und Moose, die Blüthenkästchen der Haselstauden und die Samen-Nehren der Grasrispen. Denn alle diese Dinge leimte der Ahnel mit den Schuppen der Tannenzapfen zu Rahmen, Kästchen und sonstigem niedlichen Biergeräth zusammen. Der Federhelm dagegen spähte nach den Buchenschwämmen, aus welchen man den Feuerschwamm bereitet. Die besonders groß und schön gerathenen glättete und firnißte er für die Städter, welche dieselben an die Wand hängen, um Blumenstöcke und kleine Bierdinge darauf zu stellen.

Schwer beladen kamen sie beide heim und fanden Benz am Herde stehen, das Mittagsmahl bereitend. Alle drei saßen dann neben einander und aßen die saure Milchsuppe

und die Kartoffeln, als wären das die köstlich
bissen der Welt.

Gegen Abend saßen sie wieder beisammen
Lichtung unter der Fichte. Jenz strickte an einen
lein für Baldine; der Federhelm schnitzelte Klei-
rahmen. Der Alte war nie müßig, — weil er
Er mußte die Pfennige schnell erwerben, die
ganz verwaisten Enkelkind zu Gute kommen sol-
dine erzählte von dem böshafsten Kautschuk-Bal-
dem dummen Hampelmann mit den Sägespänen
wie sie beide ihr nicht hatten antworten wol-
auch hundertmal gefragt: Warum? Und in
der hartnäckigen Bosheit begann sie zu schluchz-

Da legte der Alte sein Schnitzmesser bei
das Kind auf den Schoß und streichelte ihr
Haare, indem er sprach: „Es hat Alles sein
Du hast ganz recht, Baldine. Aber nicht
auch, wenn man fragt. Dann muß man's
herausfinden. Es schreit auch nicht Alles, dem
thut, — und auch das hat sein Gutes.“

„Dein Karren, Ahnel, schreit, und dem thut
weh. Warum schreit denn Dein Karren so, V-

„Der schreit statt meiner. Komme ich in
so schreit er: ‚Der Federhelm ist da! Er ka-
federn für die Stadtbetten!‘ Komme ich in
so schreit er: ‚Der Federhelm ist da! Er verka-
federn und kauft Glashscherben für die Glashü-
die es angeht, verstehen ihn schon.“

„Ja; aber warum schreit er denn, wenn
die langen Wälder fährst, wo es Niemanden c-

„Da schreit er erst recht statt meiner.
verstehst Du noch nicht.“

„Warum denn nicht? Ahnel, o Ahnel,
auch Nichts sagen, wie der Ball . . .“

Der Federhelm stand auf und ging zu der Stelle im Walde, wo die frisch aufgelockerte Erde den Grabhügel des Balles kennzeichnete. Mit einem Stöcklein grub er ihn heraus und trug ihn zu Baldine hin. Darauf nahm er sein Schmelmesser und stach in den Ball. Ein feiner Ton ward vernehmbar; die wunde Stelle vertiefte sich, die troßige Rundung plattete sich langsam ab, verfiel und schrumpfte zusehens ein. Zuletzt lag nur noch ein mißgestalteter grauer Lappen da. Baldine hatte die Augen weit geöffnet und auf das Ding gerichtet.

Der Federhelm aber sagte: „Es ist nicht immer gut, wenn Einer sein Warum sagt und redet. Du siehst, es bekommt auch nicht Jedem gut. Darum ist Vieles stumm. Es hat Alles sein Gutes. Man muß es nur herausfinden. Daß Du das noch nicht kannst, hat auch sein Gutes. Geh' jetzt, und hilf der Zenz Erdäpfel schälen. Du kannst das so gut, und mir schmecken sie viel besser, wenn Du dabei geholfen hast.“

Nach diesen Worten ließ der Federhelm den Kopf auf die Brust sinken. Er gab sich jetzt selbst die Antwort darauf, warum der Narren erst recht für ihn schreie in den langen Wäldern, wo es Niemanden angeht. Baldine hatte zu Zenz gehen wollen, wie der Ahnel befohlen. Aber jetzt ging sie doch nicht, sondern streichelte den Armel des Großvaters und weinte leise vor sich hin, da sie ihn so traurig sah. Als der Federhelm das merkte, schickte er sie auch nicht mehr fort, sondern hob sie wieder auf den Schoß und sagte: „Hast Du schon einmal etwas verloren, was du recht lieb gehabt hast?“

„O ja, Ahnel, das weiße Hähnchen, das der Rattenkönig geholt hat! Du weißt noch . . .“

„Ja, ja, ich erinnere mich schon. Bin dazu gekommen, wie Du dazumal just hier unter der Fichte lagst und in den Erdboden hinein weintest. Ich hab' auch einmal eine

Tochter gehabt. Als sie so klein war, wie gerade so ausgesehen, wie Du jetzt. Ich hab an ihr gehabt, — so viel, daß ich's gar nicht Und mein Weib, Deine Ahnel, auch. Dann geworden und unsere Freude mit ihr. Endlich Schleifersepp zum Weib genommen. Das r Mensch im Dorf und der geschickteste Gla Hütte. Das sind Deine Mutter und Dein gewesen. Du bist dann auf die Welt geko unser Herrgott hat dazumal gefargt: Dir hat gegeben, und Deiner Mutter hat er's zugleich Deine Ahnel hat's ohne sie nicht lange gedu ist ihr nachgegangen. Dein Vater aber hat gräbniß Deiner Mutter gehustet und hat sich Brust gegriffen. Er und die Anderen haben was das zu bedeuten hat. Der Vader hat vo geredet, aber sie heißen es hier die Schleifer- Glasplitterchen, die beim Schleifen abspringe vielen Tausenden in der Luft herum, und athmen sie ein. Das rißt und schneidet so Brust herum, daß sie erst gar Nichts merken. kommt's, als ob sie inwendig tausend Messer davon sterben sie langsam. So ist der Schle lich auch erlöst worden. Aber er hat's nicht angesehen. Er hat viel Schmerzen inwendig hat doch immer geseufzt: „Eine Ofenhitze noch erleben, möcht' noch ein Paar Pfennige f ersparen!“ Und er hat geschliffen bis zum Aber die neue Ofenhitze hat er nicht mehr e sind nur noch Du und ich dagewesen. Sie Benz zu uns gezogen, weil sie auch Niemande und einschichtig gewesen ist.

„Wenn ich nach allem dem so durch die la gefahren bin, hätte auch ich Lust verspürt, w

mal, in die Erde gar Manches hineinzuschreien und zu weinen. Aber da wäre der Karren indessen still gestanden, — und das wäre nicht gut gewesen. Hätte der Ahnel um die Todten geschrieen, so hätte sein lebend Enkelkind um Brot geschrieen. Da hab' ich mir's aufgehoben, bis es mich ganz niederwirft, zum nimmer wieder Aufstehen, — dann hab' ich ja Zeit dazu. So bin ich still gewesen und hab' mit den Leuten gelacht und gespaßt: bei den Lachern kauft und verkauft sich's leichter. Statt meiner lasse ich den Karren schreien und schaue dabei nach den Leuten aus, ob sie vom Federhelm etwas wollen, und im Walde nach den Buchenschwämmen, ob sie groß gewachsen sind. Unterweilen wohl, wenn der Karren in rechter Wald-einsamkeit gar zu herzerbrechend aufschreit nach denen unter der Erde, kommt mir doch das Wasser in die Augen. Und das ist nicht gut, weil ich die Buchenschwämme nicht mehr sehe. Und ich hab' sie doch von unserem Hüttenherrn um drei Thaler jährlich gepachtet. Der Karren merkt das auch gleich. Er fängt mitten aus dem wilden Schreien an zu rufen: ‚Baldine! Denk' an die Baldine, Federhelm!‘ Darüber fass' ich ihn auch gleich fester mit den Händen, und die Augen werden gleich wieder hell. Es hat Alles sein Gutes. Nur muß man's verstehen, mag es stumm sein oder laut schreien.“ —

So verging Baldine die Zeit mit Fragen und Lauschen, bis der Tag kam, da der Karren wieder den Baumweg emporkreischte; dann nach langen Tagen wieder einer, da er von oben herunterschrie. So ging es abwechselnd, bis der Sommer vorüber war. Den Winter über hielt der Karren seinen Winterschlaf. Der Federhelm schnitzte, pochte und leimte, Baldine aber sah und hörte zu. Und als der Frühling in das Land kam, schrieen der erste Kuckuck und der Karren wieder um die Wette im Waldrevier. Aber der Kuckuck hat doch einen kürzeren Athem.

Den Narren hört Baldine noch, nachdem der der Weghöhe verschwunden und der Ruck worden ist.

Sie weiß jetzt, daß der gute Narren für schreit. Sie weiß jetzt auch schon, daß die andern Dinge ihre Sprache haben; man muß sie nur wie der Ahnel gesagt hat. Sie fragt auch gar wie sonst, alle die todten Dinge und sprachlose Warum? Sie sieht ihnen nur lange zu, und sie es schon von selbst. Sie hat die Eichhörner Fichtenwipfeln belauscht, und seitdem versteht was die Sonnenstrahlen treiben. Sie spielt so, wie die Eichhörner! Ausgelassen klettern goldigen Lichter an den Stämmen auf und voll Uebermuth von Ast zu Ast, verstecken belaubten Baunkronen, und nur ein winziges Seil lugt noch schäfernd hinter einem Blatte herum jagen sie einander von Baum zu Baum oder toll über die Lichtung. Auch sie haben mitten Angst vor Baldine, wie die Eichhörner. nicht in das Geäste der alten Fichte wagen, schwermüthig dahinstarrt, so tanzen sie wenig herum. Aber dort, wo der Rundtanz an Baldine huscht, weichen sie aus, just so weit, als sie ist; denn so weit reicht der schwarze Fleck in den flirrenden Reigen. Streckt sie gar die Hand springen sie, wie die Eichhörner, erschreckt die Hand und jeder Finger, selbst der kleinste, abgegrenzt auf dem Boden gegen das scheinende Gold.

Der Zenz, die nicht mit dem Munde redet, hat Baldine schon so viel abgesehen, daß sie ja die Ameisen begreift und deren ganze Hauswirthschaft den zwei Fichtenwurzeln. Sie sieht ihnen tä-

sie sich abmühen, Alles in Ordnung zu halten und zu säubern, gleichwie Zenz in der Waldhütte. Sie tragen manchmal abgerundete, weißliche Dingerchen an die Sonne und wieder hinein, wie Zenz mit den Brotlaiben thut, ehe sie dieselben in den Backofen steckt. Zuweilen treten zwei zusammen und reden mit den feinen Fäden an den Köpfen, indem sie dieselben hin und her rühren; sie streicheln auch einander, grüßen und verabschieden sich damit, — die Fäden sind ganz wie die redenden Finger der Zenz. Aber sie zanken auch und prügeln einander, — das that Zenz nie, wohl aber thaten es die bösen Dorfbuben. Die Ameisen aber, die Schnecken, die Schmetterlinge und alle die stummen Fliegen, sie freuen und kränken sich und haben alle die feinen Fäden am Kopfe, mit denen sie ohne Worte zu einander reden, wie Zenz mit ihren Fingern. Baldine weiß das jetzt schon sehr gut.

Daheim aber kennt sie Einen, der ist auch stumm, aber er freut sich niemals. Er ist immer nur traurig. Das ist der liebe Herrgott am Kreuze. Er hängt in der Stubenecke, hoch über dem Tisch. Das Kreuz ist von schwarzem Holz, und daran ist der weiße Herrgott befestigt. Er kann nicht einmal mit den Fingern reden, denn beide Hände sind an die Kreuzarme genagelt. Die Blutstropfen rinnen ihm über Stirn und Brust, von den Händen und Füßen hernieder. Sein Gesicht ist so bleich und so traurig, zum Weinen traurig. Baldine ist auch einmal auf einen Stuhl und von dort auf den Tisch gestiegen. Sie hat ihn genau betrachtet; aber er war ganz in der Nähe noch trauriger anzusehen. Da legte Baldine ihre Wange, wie sonst an des Ahnels Rockärmel, so an den blutigen Arm und weinte. Sie streichelte dabei die bleichen, abgehärmten Wangen und sagte schluchzend: „Armes Herrgottel! Set doch nicht so traurig, liebes Herrgottel!“ Aber er blieb auch jetzt traurig und lächelte nicht,

wie der Ahnel, wenn sie seinen Aermel streifte, ward sie zornig über die Nägel, die ihm an den Füßen so wehe thaten, und zog und riß daran. Die Wangen glühend, die Haare wirr und die Augen blutig waren. So fand sie der Ahnel. Er wartete lange, bis er sie beruhigt hatte. Dann erzählte er, daß der Herrgott da oben Alles höre, auch wenn er nicht antworte, und nur traurig sei, weil er die Traurigkeit der Menschen auf sich lade.

Seitdem klettert Baldine sehr oft auf den Felsen und sitzt vor dem traurigen, bleichen Gesicht. Ihre Lippen bleiben immer stumm, die Augen starren, die Finger, aber sie weiß: er hört Alles. Wenn sie sonst dem Ahnel sagt, erzählt sie dem stummen Ahnel, wenn der Ahnel nicht daheim ist. Hat sie Leid, so weint sie vor ihm; er ist ja gut, hat sie gesagt. Und hat sie ein Anliegen, so bittet sie ihn schmeichelnd oder wohl auch ungeberdig um Rath. Der Doctor, der kann Alles, wenn der Ahnel nicht ist; der stumme Herrgott aber ist noch über Alles, er kann viel mehr. Alles, was Baldine nur denken kann, sinnen und ausdenken kann während des Sonntags tanzes um die Fichte oder während des Wochentags tanzes um ihr Bettchen, — das Alles kann sie dem Ahnel erzählen.

Eines Abends kam der Federhelm sehr müde, daß er am nächsten Morgen nicht aufstehen konnte. Baldine saß an seinem Bette und redete mit ihm, weil er vor Mattigkeit ihr nicht vorerzählte. Baldine Zenz aber schlief sich fort und brachte den nächsten Morgen. Baldine lachte und sprang herum vor Freude. Ja Alles gut: morgen würde der Ahnel wieder kommen und mit ihr in den Wald gehen, Schwämme zu sammeln. Der Doctor war da gewesen, und der kann ja Alles.

Jedoch der Ahnel stand auch am nächsten

auf und redete fast gar nichts mehr. Als der Doctor kam, faßte ihn etwas so krampfhaft an den Fingern, daß es ihm fast wehe that. Es war Baldine. Sie sah ihn vorwurfsvoll an und sagte trotzig: „Warum giebst Du dem Ahnel nicht das bittere Wasser? Mir hast Du's gegeben, und ich bin dann aufgestanden. Du kannst Alles, — Du magst aber nicht! Den Ahnel lässest Du liegen, — gieb ihm das bittere Wasser!“

Der Arzt lächelte und sagte beschwichtigend: „Ja, ja!“ Da erst ließ sie seine Hand los. Er gab dem Federhelm auch ein bitteres Wasser — aber es hat nicht das rechte sein müssen, denn der Federhelm redete den ganzen Tag kein Wort; am Abend aber sagte er lächelnd zu Baldine: „Es hat Alles sein Gutes, — nur verstehen . . .“

Dann verstummte er plötzlich und blieb für immer stumm, — wie die Fichte draußen, wie die spielenden Sonnenstrahlen, wie der traurige Herrgott oben in der Ecke. Das letzte tönende Menschenwort in des Kindes Umgebung war verflungen.

Der Doctor kam noch, den Todten zu sehen. Baldine warf ihm einen Blick voll des glühendsten Hasses zu. Sie war bisher von dem todten Ahnel nicht wegzubringen gewesen; jetzt ging sie hinaus und kam erst wieder herein, als der Doctor schon weit weg war. Jahre darauf noch wick sie ihm aus, und wo sie das nicht konnte, stand sie ihm nicht Rede.

O, es war nicht richtig, — er konnte nicht Alles, nicht einmal Weniges: er hatte den Ahnel sterben lassen! Sein Bild war in ihrer Seele verfallen, zusammengesunken, verschrumpft; es war wie der Ball, den der Ahnel angestochen, — ein Nichts. Und Baldine warf den Doctor für immer hin, zu dem mißgestalteten grauen Lappen und zu dem Hampelmann mit den Spänen im Leibe.

Jahre sind seitdem vergangen. Baldine
gewachsen bei dem stummen Herrgott und
Benz. Zuletzt hat Benz auch aufgehört, mit
zu reden, und ist gestorben. Da hat Baldine
Herrgott genommen und ist mit ihm in die
oben im Walde gezogen.

Dort sind schnelle Füße nothwendig und
Der Müller und sein Weib sind alte Leute
ihnen schon recht schwer, zuweilen ganz un-
selbst zu Ende zu führen in Mühle, Stall
auf der Waldwiese oben und dem Kartoffel-
der Thalmulde. Sie haben es überdies an-
nöthig. Die Mühle ist zwar nicht ihr Ei-
gehört, wie Alles ringsum, dem Herrn de-
Aber sie hausen seit vierzig Jahren da oben
ein rechtchaffnen Stück Geld bei Seite gelegt.
es ganz aufgeben, weiter zu schaffen, und si-
setzen. Jedoch das Arbeiten ist ihnen gewor-
Athmen; stände es still, so ginge es auch m-
zu Ende. So wirthschaftet denn der Alte
vom frühen Morgen an in der Sägemühle,
Hause herum. Baldine greift da und dort zu
etwas zu thun giebt.

Bei der Mittags- und Abendmahlzeit si-
alle Drei beisammen in der Mühlstube, aber
Die beiden Alten siedeln in der Einsamkeit d-
seit vierzig Jahren allein und haben so ne-
das Reden verlernt. Auch ist in der blan-
Stube etwas zu sehen, was ihnen schon vor-
mochte die Rede tief verschlagen haben. In
der Stubenwand, den Fenstern gegenüber, lehnt

liche Ding: ein altes Kinderstühlchen. Daneben in einem Glaschränklein ist eine Puppe zu sehen, ein Kinderhäubchen, Hemdchen und Strümpfchen, — Alles rein, aber vergilbt vom Alter. Sonst ist nichts an der langen Wand; Kinderstuhl und Glaschränklein stehen dort allein und abgesondert von des Tages nöthigem Geräth, wie ein Altar. Die ganze Stube mit ihrem reinlichen Glanz scheint nur ihretwegen da, jowie auch das Schweigen und Sinnen der beiden Alten, wenn ihre vier Augen unter den weißen Haaren auf das Stühlchen gerichtet sind, wie es so stumm und leer dasteht. Baldine meint, sie lassen, wie einst der Ahnel den Karren, so den Waldbach für sich schreien oder reden, wenn er laut in das Mühlrad niederstürzt oder leiser abseits von der Schleuse murmelt.

Baldine ist das Schweigen gewohnt, aus Kinderzeiten her, so oft der Ahnel fortgegangen war, und die Jahre über, seit er für immer davongezogen. Sie ist nicht oft aus der einsamen Waldhütte von dem stummen Herrgott und der stummen Benz weggekommen. Die Dörfler hat sie ja längst hingeworfen zu Ball, Hampelmann und Doctor. Sie hatten sich um Krankheit, Tod und Begräbniß erst des Ahnels, später der Benz, nicht im Mindesten gekümmert, — das waren ihnen viel zu arme Leute. Benz aber hatten sie bei Lebzeiten verlacht, geneckt und ihre Fingersprache höhrend nachgeäfft; die Dorfkinder zumal waren unerschöpflich in tückischen Streichen gegen die arme, unbehilfliche Stumme gewesen. Das hat ihnen Baldine nicht vergessen, — sie vergißt nie.

Kam sie später einmal in das Dorf, so nickten ihr wohl die jetzt zu Burschen erwachsenen Dorfbuben schon von Weitem zu, gingen ihr nach und hielten sie an, um mit ihr zu reden. Ja, sie ließen die anderen Mädchen stehen, um ihr nachzulaufen und zuzurufen, daß sie das hübscheste Dirndel sei rings im Walde. Von allen Seiten erklang

es: „Baldina! Pauline! Palina!“ — je nachdem sich jeder den Namen zurecht gelegt hatte. Aber es war ohnedies Alles Eins, wie sie denselben auch radebrechen wollten, — sie hörte auf keinen hin. Sie lachte weder, noch erzürnte sie sich darüber; ja, sie blickte nicht einmal auf. Ernst und wortlos trat sie bei Seite und ging ruhig ihres Weges weiter. Ebenso stumm ging sie an den Mädchen vorbei, welche ihr einerseits ihre Schönheit mißgönnten und andererseits hämische Glossen über ihr ärmlich Gewand machten. Da sie überdies trotz allen Aufforderungen auch nie am Sonntag zur Tanzmusik kam, so gerieth sie nach und nach bei den Burschen in den Ruf, hochmüthig zu sein, während die Mädchen im Gegentheil darüber sicherten, daß sie sich wohl ihrer Armuth schäme. So hielt sie es auch, nachdem sie in die Sägemühle gezogen war, und die Dörsler hielten es so mit ihr. Mancher der Burschen schlich sich wohl noch zuweilen heimlich hinauf in die Nähe der Mühle, gab es jedoch bald auf. Zuletzt versuchte es auch Keiner mehr, sie anzureden. Aber stehen blieb doch Jeder, wenn sie vorüberging, und blinzelte ihr nach. Wenn sie im Walde für die Ziegen Gras von den Rainen sichelte, blieben sie auch von Weitem stehen, ohne sie zu sehen, und hörten zu, wie sie sang. Es war eine seltsame Stimme, tiefe Töne, wie sie kein Dirndel im Dorfe hervorbrachte. Das klang fast schauerlich durch den Wald, und Keiner, der es je gehört, hat es vergessen können. Auch war es seltsam, daß sie nicht die Strophen sang, wie sie durch das Waldviertel im Brauche sind. Es waren aber auch keine fremden Strophen, ja überhaupt gar keine Lieder: es war ein Singen ohne jegliches Wort. Alles Unausgesprochene trat ihr in solcher Einsamkeit als wortloser Sang auf die sonst stummen Lippen. Von wem sie das erlernt? Es war ein Getön, bald wie Vögel im Gezweige flöten, bald wie die Waldluft, wenn sie mit mächtigem

Orgelton durch die vollen Kronen einherbraust, — jezt wieder gleich dem leisen Summen der wilden Bienen.

Den Tag des Herrn feiern in der Sägemühle auch Waldbach und Mühlrad. Am Nachmittag ruht dann auch alle Arbeit im Hause. Der Müller raucht schweigend seine besondere Sonntagspfeife, die Müllerin stäubt schweigend die Puppe und das Kinderhäubchen im Glaschränklein ab; Baldine verläßt das Mühlhaus und geht schräg durch den Wald. Aus der Tiefe zittert hie und da verloren ein Ton herauf von der Tanzmusik des Dorfes, — aber sie hält nicht an, um zu lauschen. Der schwarze Müllerhund geht hinter ihr, wie immer; er folgt ihr allenthalben, wie ihr Schatten. So gehen Beide über Moos und Baumwurzeln, bis sie den Waldweg erreichen, und steigen auf ihm vorwärts.

Auf der Höhe des Weges, dicht an dem Weggraben, ragt aus dem niederen Borholz eine uralte Buche. Ihr Stamm ist nicht zu sehen, denn rings stehen Bretter schräg an ihn gelehnt. Einige davon sind ungehobelt und zeigen ein ungefüge eingeschnitten Kreuzlein; andere sind verziert und mit bunten Farben bemalt. Das sind die „Todtenbretteln“ des Hüttendorfes. Kirche und Friedhof liegen weitab vom Walde, mühsam erreichbar über Gebirgswege im Sommer, durch Schneewehen noch fester abgeschlossen im langen Winter. Darum bettet man jeden Todten des Dorfes auf ein Brett und läßt ihn darauf ruhen, bis er in den Sarg gelegt und auf den fernen Friedhof nach Oberau getragen wird. Durch des Todten Berührung ist das Brett geweiht und geheiligt. Dann wird es in den Wald getragen und an die Buche gelehnt. Wer des Verstorbenen gedenken will und doch nicht zu dem fernen Grabe eilen kann, der geht zu dem Brett, darauf jener seinen langen Schlaf begonnen. Aber auch, wer nicht eben der Todten gedenken will, kommt zu der Stätte.

Wer aus dem Dorfe fortgeht, und wer dahin heimkehrt, er muß an ihr vorüber, — es steigt kein zweiter Pfad über die Berge. So kann Niemand die Todten vergessen: sie stehen mahnend am Wege und flehen leise oder laut um ein Gebet, ein Entblößen des Hauptes, ein kurzes Erinnern oder auch nur um einen Blick. Und mag sich auch äußerlich des Armen ungehobelt Brett neben dem glatt bemalten des Reichen darstellen, wie Bilder ihres Lebenslaufes: rauh, mühsam und traurig bei dem Ersten, eben, mühelos, buntfreudig bei dem Zweiten, — innerlich ist es doch bei Beiden das gleiche thränenreiche Menschen-geschick gewesen, und die leere, rauhe Fläche sagt dort nichts Anderes, wie hier, auf glattweißem Grunde, die verzierte Inschrift:

Jetzt hab' ich überwunden,
Jetzt bin ich sorgenfrei;
Die langen Trauerstunden
Sind, Gott sei Dank, vorbei!
Jetzt fang' ich an zu leben,
Da ich gestorben bin:
Ich werde, wie die Reben,
Am Weinberg wieder grün.

Und noch Etwas. Die armen Seelen, — sagen die Wäldler, — büßen im Jegeseuer, so lange ihre Todtenbretteln fest bleiben. Am längsten aber dauern die Bretter der Reichen aus: der Farbenüberzug schützt sie vor rascher Zerstörung.

Unten um den Stamm liegen zerbröckelt und morsch die alten Todtenbretteln. Die, welchen diese Todten einst lieb gewesen, haben sie in der Erinnerung niedersinken lassen, wie die Zeit mit deren Brettern gethan, oder sie sind selbst schon todt, und ihre Todtenbretteln lehnen auch schon an der Buche. So stellt sich eine Bretterreihe über den Moder jener, die vor ihr da gestanden, wie sich ein Menschen-geschlecht erhebt aus dem anderen. —

Baldine sitzt an Sonntagen gern auf dem Steine vor der Buche. Des Vaters und der Mutter Todtenbretteln sind längst zu Boden geglitten; die des Ahnelds und der Benz stehen noch, aber sie werden schon von unten brüchig. Der Geist der beiden Todten umweht die Stätte, und die Zwei verstehen auch ohne Worte, was Baldine auf dem Steine sinnt und träumt. Ohne Worte versteht auch Baldine, was ihr die Todten zulispeln, was der murmelnde Bach daneben sagt, und über ihr Zinkengesang und Sperberschrei, wenn sie die Waldblumen sucht zu Kränzlein für die zwei Todtenbretteln. Da hebt sie mit ihrer tiefen Stimme den seltsamen Sang ohne Worte an, welchen Keiner vergessen kann, der ihn je heimlich angehört. Denn sie verstummt, wie der Waldvogel über ihr, wenn ein Mensch naht.

Dann kam eine Zeit, da Baldine nur zu den Todtenbretteln eilte, um die Kränzlein, die sie schon auf dem Wege dahin geflochten, aufzuhängen und ohne Aufenthalt heimzukehren; denn Wasser und Rad hielten keine Feiertagsruhe mehr. Es gab viel zu schaffen. Der Hüttenherr hatte schon lange darüber nachgesonnen, wie er sich den Waldbestand des Grünbergs nutzbar machen könnte. Es ragte da oben ein alter, prächtiger Wald; jedoch das Hinabschaffen der Stämme war so umständlich und schwierig, daß er nach vielen mißlungenen Versuchen noch immer nicht wußte, wie es zu bewerkstelligen sei. Er hatte sich dann darüber in der Stadt Rath's erholt und endlich einen braungebrannten Mann mitgebracht, der ein einziges Mal in den Wald hinaufstieg und sofort mit der Sache im Reinen war.

Signor Vico, — so nannte sich der Mann, — hatte einen wohlgeübten, scharfen Blick für dergleichen und sah Dinge, für welche die Gelehrten sammt ihren Brillengläsern blind waren. Er war kein Gelehrter, sondern ein

alter Practiker. Seit Jahren sammelte er im Frühling sein Häuflein junger, kräftiger Leute in seiner lombardischen Heimath und führte sie nordwärts, wo es den Bau von Eisenbahnen, Straßen, Dämmen, eine Felsprengung, Regulirung von Flüssen, Trockenlegung eines Sumpfes galt. Die Italiener zeigten in Allem ein merkwürdiges Geschick, griffen jegliches Ding am rechten Ende an, waren fleißig und machten bescheidene Ansprüche. Da sie mäßig lebten, brachte gleichwohl Jeder im Spätherbst sein ansehnliches Sümmdchen heim.

Signor Vico war der Impresario der vielköpfigen Truppe. Er radebrechte das Deutsche gar wunderbar, aber es war gerade hinreichend, um sich mit den Arbeitgebern über Leistung und Entlohnung zu verständigen. Dieses Sprachtalent machte ihn dann auch während der Arbeitszeit zum allgemeinen Dolmetsch im Verkehr zwischen den Italienern und der Bevölkerung. Außerdem war er der Generalstabs-Chef, Obercommandant, Profos, der allüberall gegenwärtige General-Inspector seiner Armee. Seine Frau, ein behäbiges, gelbes Weiblein mit blickend schwarzen Augen, unterwühlte mit ihren weichen, rundlichen Händen sanft, aber sicher die starre Tyrannei ihres Gemahls. Sie lenkte seine zornigen Aufwallungen von dem Schuldigen ab, gab hinter seinem Rücken hie und da einen Vorschuß, heilte die Kranken mit selbstbereiteter Medicin und flickte schadhafte Röcke oder etwaige Verwundungen mit eigenen Händen. In Ermangelung eigener Kinder, betrachtete sie alle die jungen Arbeiter als ihre Kinder. Vor dieser mütterlich wohlwollenden Tyrannei mußte selbst die energische Natur ihres Mannes jedesmal den Rückzug antreten. Signora Vico kannte Lebenslauf, Liebeskummer, Hoffnungen und Sorgen eines Jeden und plauderte mit ihnen darüber in der großen Arbeiterhütte während der müßigen Abendstunden. So hatte sie Aller

Herzen für sich, aber auch Aller Magen. Denn sie war es, welche in dem ungeheueren Kessel, der immer mit der Armee zog, die gemeinsame Mahlzeit über dem offenen Feuer bereitete: die übliche, immer wiederkehrende, immer mit neuem Jubel begrüßte Polenta. Sie verstand sich, wie keine Zweite, darauf, dieselbe genau nach der Tradition der Heimath zu kochen und mit dem üblichen Käse reichlich zu bedenken. Im Genuße des Mahles vermeinte wohl Mancher, daheim zu sein, in der schönen Lombardei. Der Erste, der dann seinen Holzlöffel hinlegte, stimmte eine der süßtönenden italienischen Volksweisen an, der Zweite fiel in der Terz ein, und so fort, bis die ganze große Familie sang und Signora Vico mit dem gewaltigen Mührlöffel über dem Polenta-Kessel dazu den Tact schlug. Signor Vico aber thronte abseits und verpußte mit großer Würde seine Cavour-Cigarre. Jedoch auch er konnte sich nicht enthalten, mit hineinzubrummen im tiefsten Baß der Opern-Comthure, aber vorsichtig piano, um seiner Würde nichts zu vergeben.

Signor Vico also kam nach einmaliger Besteigung des Grünberges in den Salon des Hüttenherrn und legte ihm sofort in seinem grauenhaften Deutsch seinen Plan dar. Es war das Ei des Columbus. Der Waldbach stürzt seitwärts an dem Berge hinab, — wozu läßt man ihn nutzlos hinabstürzen? Wozu Menschenhände und Zugochsen, wenn er selbst es thun kann? Soll der Waldbach allein, ohne zu arbeiten, nur so zum Bergnügen spazieren laufen? Signor Vico redete sich dabei immer tiefer in einen giftigen Zorn gegen den arbeitscheuen Waldbach hinein, ballte die braunen Fäuste und drohte zum Fenster hinaus. Wozu ferner um unsinniges Geld einen Fahrweg in Serpentinien auf den Grünberg für die Zugochsen? Der Waldbach hat schon ohnedies seinen eigenen Hohlweg, auf dem er müßig spazieren fährt. Signor Vico wird

seine Arbeiter herbringen, die eben den Eisenbahnbau bei der Stadt vollendet haben. Sie werden das Faulenzerbett theilweise reguliren, die hinderlichen Felsblöcke daraus beseitigen, oben ein Reservoir mit Schleuse anlegen, den Wald niederhauen, das angesammelte Holz in das Stauwasser werfen, die Schleuse öffnen und: „Fuori di quà! Hinaus mit ihm! Wald und Wasser spazieren vorwärts, erst adagio, dann animo, — coraggio! — mehr presto, dann prestissimo, und — via di quà! pack dir fort! — 'ört und sikt man nix mehr!“ Signor Vico stellte dabei einen Holzstamm vor, sprang immer rascher und duckte sich immer niedriger, bis er auf dem Boden kauerte. Das bedeutete, daß der Stamm zuletzt unten bei der Glashütte angelangt war. Nach dieser anschaulichen Methode dargestellt, mußte die Sache auch dem Hüttenherrn eingeleuchtet haben; er schlug ein.

Wenige Tage darnach hielten die Italiener ihren Einzug, von den weltabgeschiedenen Dörflern angestaunt, wie wilde Thiere. Zumal Signora Vico mit ihrem gelben Gesicht und den funkelnden Augen war ihnen ein seltsamer Anblick, der in das Unheimliche stieg, als sie dieselbe Abends in dem riesigen Polenta-Kessel herumrühren sahen. Seitdem war es eine ausgemachte Sache, daß sie eine Hexe sei. Den ersten Verdacht in dieser Richtung hatte übrigens die Seltsamkeit des Thieres erregt, welches dem Wäglein vorgespannt war, auf dem sie bei ihrem Einzuge gethront hatte. Es sah halb wie ein Pferd, halb wie ein Esel aus, welcher letzteren die Wäldler auch nur vom Hörensagen kannten, wie Drachen, Lindwürmer und anderes sagenhafte Gethier. Unter den Dorfburschen erregte der ganze Aufzug viel höhnisches Gelächter, hämische Mienen und bedeutungsreiches Achselzucken. Sie selbst trugen dieselbe Tracht, die ihre Väter und Großväter und schon deren Väter getragen hatten; der abgeschiedene

Wald hält zäh an allem Ueberlieferten. Nun tänzelten ihnen da Bursche herein mit hohen, breitkrämpigen Filzhüten, blutrothe Tücher um Hals oder Hüfte geschlungen, einige gar mit rothen Hemden. Die Dorfmädchen dagegen höhnten nicht; sie machten nur große Augen und wurden roth, wenn so im Vorübergehen ein Blick der Fremden länger an ihnen haften blieb. Die männlich braunen, hübschen Gesichter mit den schwarzen Haaren und Bärten, die feurigen, dunklen Augen, die kräftigen Gestalten, — Alles dies war ganz anders, als an den Dorfburschen, einem am glühenden Hüttenofen, beim Pochhammer, am Schleifrade verkümmerten Geschlecht.

Am nächsten Morgen schon sah man die Italiener rührig auf dem Grünberge herumhantieren; Signor Bico oben auf dem Gipfel, das Kinn auf den Stock gestützt, mit lauter Stimme seine Befehle ertheilend; Signora Bico unten beim offenen Feuer, den großen Kessel überwachend. Zwischen beiden Polen regte sich das braune Volk emsig, wie ein Häuflein Waldameisen. Nach vier Wochen schon konnte man einen Versuch wagen. Die Schleuse ward geöffnet, — „Fuori di quà!“ schrie Signor Bico, und unten begrüßte die Signora die anlangenden Holzstämme mit einem weithin schallenden „Evviva!“

So ist es gekommen, daß der Waldbach, der die Sägemühle treibt, keine Ruhe mehr hat, so wie sein Bruder auf dem Grünberg. Signor Bico hat es scharf auf die Faulenzer abgesehen. Der Bach muß jetzt selbst am Sonntage das Rad der Säge drehen, um die vielen Stämme aufzuarbeiten. Ja, der Toniello, der Tausendkünstler unter den Italienern, machte ihm noch mehr zu schaffen. Nach einer Unterredung mit dem Hüttenbesitzer, bei welcher Signor Bico als Dolmetsch fungirte, baute Toniello unterhalb der großen Sägemühle noch ein Wasserrad in den Waldbach, das durch allerlei Riemen ein Rad mit hackigen Zähnen

in blitzschnelle Bewegung setzte. Damit wurden die schlechteren Stämme, welche nicht zu Brettern taugten, in große Scheite für die Glasöfen zerschnitten.

Toniello kam auch in die Sägemühle hinauf und zeigte dem alten Müller manche Dinge in dem Getriebe, die nicht richtig in das Ganze eingriffen. Einiges hatte der Müller schon selbst gewußt; nun sah er auch Fehler, von denen er keine Ahnung gehabt hatte. Die Verständigung ging mit Handgriffen, Zeichen und mit Zeichnungen vor sich, welche Toniello dem Müller in einem Nu auf das nächste Brett hinwarf. Wenn aber der Müller einmal etwas gar nicht begreifen konnte, so sagte es ihm Baldine mit deutlichen Worten; denn sie verstand die Sprache der herumfahrenden Arme und Finger noch von der Zenz her sehr gut. Toniello ließ es jedoch keineswegs bei dem Aufdecken der Fehler bewenden; er machte sich auch an das Beseitigen derselben. Der Gutsherr hatte seit dem gelungenen Werk der unteren Säge ein unbedingtes Vertrauen zu Toniello und ließ ihm freie Hand in allen Verbesserungen. Wenn am Abend das Rad stillstand, machte sich Toniello an das Werk. Große Kienspäne bramten über einer feuer sichereren Pfanne; der Müller half bei der Arbeit, und Baldine sah auf Toniello's Augen und Finger, um selbst zuzugreifen oder dem Müller zu sagen, was jener verlange. Der Müller zündete seine Pfeife an und dachte, daß sein verstorbener Junge jetzt eben so alt sein und ihm an die Hand gehen könnte, wie der Fremde da neben ihm. Er betrachtete Toniello nachdenklich von allen Seiten und sann nach, ob sein Junge wohl auch so ausgesehen hätte. Dann schüttelte er den Kopf. So große, schlanke Gestalten wachsen nicht in dem Waldviertel, und entsann er sich Eines, der nahezu so groß gerathen war, so gelenk und fein gebaut, war der doch nicht gewesen, wie der Fremde. So, hatte der Müller immer ge-

meint, mußten etwa die großen Herren in der Stadt die Füße vor sich setzen und die Hände bewegen. Auch diese schmal geschnittene Nase mit den zitternden Nasenflügeln, den geschwungenen Mund, die hohe Stirn hatte er nie im Walde gesehen. Ganz und gar absonderlich erschien dem flachshaarigen Wäldler die blauschwarze Farbe an Haar, Brauen, den langen Wimpern und dem Bärtchen der Oberlippe. Und wieder schüttelte er nachdenklich den Kopf: sein Sohn hätte ganz anders ausgesehen. Aber es wäre ihm lieb gewesen, dachte er, wenn er genau so ausgesehen hätte, wie der Fremde. Baldine stand, vom Feuerschein der Kienspäne übergossen, ruhig daneben und sah unverdrossen nach den Fingern und in die Augen des Arbeitenden. War endlich ein Ding so weit in Ordnung, daß der Eingriff den Mühlgang nicht störte, so sprang Toniello auf, drückte dem Müller stumm die Hand, nickte Baldine zu, setzte seinen breitkrämpigen Hut auf und schritt durch die Nacht abwärts in das Dorf. Sein heller Gesang tönte von dem Waldpfad zu dem Müller und zu Baldine hinauf, immer ferner, immer leiser, bis endlich Alles still war.

Baldine ging in die Dachkammer und kniete nieder vor dem stummen Herrgott auf dem alten, schwarzen Holzkreuz. Sie betete ihren Abendsegen und legte sich dann zur Ruhe. Es war, als sänge sie etwas in den Schlaf, immer ferner, immer leiser, bis Alles still war. Sie sang es leise nach, wie es ihr im Ohre fortklang, ohne Worte, und darüber schlief sie ein.

Der Müller blieb, ehe er sich niederlegte, eine Weile sinnend vor dem leeren Kinderstuhl stehen. Dann murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin: „Er hätte doch nicht so ausgesehen!“

Toniello endlich ging hinab zu Signora Vico. Er war ihr bevorzugter Liebling. Sie hob ihm seine Abend-

mahlzeit auf und schob ihm überdies jedesmal einen Leckerbissen aus Eigenem zu. Toniello vergalt es dem guten Weiblein mit aufrichtiger Anhänglichkeit. Sie war die Einzige, mit der er sich über Alles ausplauderte; denn mit seinen Gefährten hatte er nur den nöthigen Umgang bei der Arbeit. In Mußestunden saß er lieber allein, sann über irgend eine kunstvolle Maschine nach, zeichnete in einander greifende Räder und Hebel oder malte mit schlechten Wasserfarben Blumen und Thiere erstaunlich lebendig auf einen Papierbogen hin. Am Sonntag saß er gewöhnlich ein Stündchen bei Signora Vico; dann verlor er sich, — man wußte niemals, wohin.

Die anderen Italiener brachten den Sonntag im Wirthshause zu. Sie hatten daselbst ihren eigenen großen Tisch, spielten Mora, sangen im Chor, verübten viel Lärm und verzehrten bei ihrer angewohnten Sparsamkeit nur wenig. Der einzige Beppo war des Wirthes Augenrost: der verzehrte und vertrank, was er die Woche über verdient hatte, mitunter auch noch mehr. Aber derselbe Beppo war für den Wirth auch wieder der Gegenstand steter Besorgniß. Er pflegte nämlich jedesmal zuerst einen Lärm mit Fäusten, Absätzen und der Kehle zu verüben, daß Dörfler und Italiener immer lauter und lauter reden mußten. Hatte er es glücklich dahin gebracht, daß ein dumpfes Tosen die Wirthsstube durchdröhnte, so war das für ihn erst so eine Art Grundbaß, über dessen Tiefen er alsbald seine schrille Stimme hinauslen ließ. Wenn er so das lauteste Lärmen überschrie, fing es ihm an, leidlich zu werden; aber lange noch nicht behaglich. Dazu gehörte Aufwallung, Zorn, Streit, Kauferei. Er unterzog sich dabei nicht etwa erst der Mühe, lange nach einem halbwegs triftigen Anlaß zum Zank zu fahnden. Die Nase eines Dorfburshen, die seinen idealen Anschauungen von Nasen nicht genau entsprach, oder die Bartform eines seiner Landsleute ge-

nügte ihm vollständig, um sich unter höhnen den Ausfällen immer tiefer in den Abscheu vor dem Betreffenden hinein-zureden. Mochte der Verhöhnte antworten oder schweigen, in jedem Falle bildete sich Beppo ein, tief beleidigt zu sein. Er ging auch sofort, um seine Schmach zu rächen, zu Thätlichkeiten über. Der Dorfbursche, der von den Hohn- und Racherufen nichts verstand, erkannte erst bei dem ersten Faustschlag, daß er Beppo unwissentlich beleidigt habe. Und wie das schon zu geschehen pflegt, wenn an heißen Sommertagen die Köpfe durch einen raschen Trunk erhitzt sind, so nahmen alsbald auch die Uebrigen Partei. Aus dem Zweikampf entspann sich ein all-gemeines Handgemenge; dann wurden die Bierkrüge, später Stühle und ausgerissene Stuhlbeine zu Hülfe genommen. Mitten in dem Chaos bewegte sich Beppo, wie der Fisch im Wasser. Das war sein Element. Vollkommen be-friedigt war er indeß nur, wenn er mit seinem Messer hatte herumstechen können. Signor Vico hatte deshalb manche Unannehmlichkeit zu verdauen gehabt. Seine Frau mahnte ihn wohl jedesmal, Beppo zu entlassen, den sie ihrerseits weniger wegen seiner Raussucht, als wegen seiner oft bewiesenen Hartherzigkeit nicht leiden mochte. Signor Vico stimmte ihr in der Theorie bei; Beppo war ein herzloser, böswilliger Mensch, ein unverbesserlicher Stören-fried und Taugenichts, der trügste Arbeiter und der stärkste Eßer. In der Praxis dagegen lag die Sache anders; Beppo war nebenbei auch seines Bruders Sohn, war ein Vico, wie er selbst. So blieb denn Beppo und trieb sein Unwesen weiter, bis ihn die jeweilige Landesbehörde wegen eines Messerstiches eine Zeit lang fest setzte. Dann kam er zurück; Signor Vico hatte die Schwäche, seines Bru-ders Sohn abermals aufzunehmen, und das alte Treiben fing von vorn an.

Wie Beppo die Männer durch sein Organ, oder noch

lieber durch sein Messer, zu knechten suchte, so die Weiber durch sein Neufheres. Sein Gesicht hatte zwar einen boshaft rohen Ausdruck und war durch Blatternarben entstellt; auch die untersetzte Gestalt mit den beständig zuckenden Gliedern war nichts weniger als anmuthend. Aber er hielt sich für unwiderstehlich. Wo er eine Dorfschöne von Weitem erblickte, warf er ihr Fußhändchen und schmachende Blicke zu; vorübergehen aber konnte er an keiner, ohne ihr unter das Kinn zu greifen oder sie um den Leib zu fassen. Seine vermeintlichen körperlichen Vorzüge suchte er überdies durch eine besondere Veranstaltung in das rechte Licht zu setzen. An Sonn- und Feiertagen nämlich zeigte sich Beppo dem staunenden Volke in einem Frack, den er um billigen Preis in der Stadt beim Trödler erhandelt hatte. Wenn er sich selbst so betrachtete, — oben den breitkrämpigen Calabreser mit der Hahnenfeder, unten die hohen Kniestiefel in Falten gelegt, die seine etwas krummen Beine bedeckten, um die Hüfte das blutrothe Tuch geschlungen, um den Hals ein kleineres, orangeroths Tuchlein, eine rosenrothe Weste über dem zimoberrothen Garibaldi-Hemd, und zu Allem dem den schwarzen Frack, — er war wirklich unwiderstehlich. Er vermochte dabei nur mit einem gewissen Mitleid an alle die Weiber zu denken, welchen er den Kopf verrücken werde. Eine davon sollte glücklich werden; er wollte sie erhören. Es war das Mädchen in der oberen Sägemühle. Mit ihren goldblonden Zöpfen und himmelblauen Augen war sie die Schönste des Dorfes. Eigentlich hatte er, wenn er nachdachte, selbst anderswo bei allen seinen Irrfahrten keine gesehen, die sich ihr auch nur vergleichen konnte, — nicht einmal die Mädchen, die er in der Stadt, bei dem Ankauf des Frackes, gesehen hatte. Sie war also seiner würdig. Eigentlich hatte er, wenn er sich jetzt recht besann, den Frack auch nur ihretwegen gekauft. Seitdem stoltzte er damit in jeder müßigen Stunde

vor dem Müllerhaus und an der Sägemühle vorüber. Er hatte dabei zwar genugsam Gelegenheit, das Mädchen zu sehen, aber sie zeigte sich nie allein. Immer war der Müller oder dessen Weib mit ihr, und sehr oft Toniello. Er war überzeugt, daß sie seine zärtlichen Blicke bemerkt habe und zu würdigen wisse. Jedem anderen seiner Landsleute hätte er so oder so, — mit dem Messer natürlich, — begreiflich gemacht, daß er sich bei Seite drücken und verziehen müsse, weil er, der Beppo, mit dem Mädchen allein zu verhandeln habe. Toniello indeß war der Einzige, an den sich Beppo nicht recht wagte. Er hatte es nur ein einziges Mal versucht und gegen ihn das Messer gezückt; Toniello hatte es ihm mit Einem Griff entwunden, ihn selbst aber mit seinen gelenkten Armen gefaßt und zu Boden geworfen, daß ihm einige Tage der Kopf gebrummt hatte.

Beppo verstand sich jedoch auf das Spähen. Eines Nachmittags, als Baldine einen Krübel Milch in das Dorf hinabtrug, stand plötzlich Beppo mit ausgespreizten Beinen auf dem Waldwege da. Er ließ schon von Weitem alle die gewohnten Kunststücklein los: Fußhändchen, heftige Armbewegungen gegen den Himmel und jene Stelle, wo er sein Herz vermuthete, gefaltete Finger und von Neuem Fußhände. Baldine ging unbekümmert vorwärts, als gelte das lächerliche Treiben Jemandem, der hinter ihr herabkomme. Als sie aber zu Beppo kam, mußte sie doch sehen, daß es ihr gelte. Dem Beppo stellte sich ihr in den Weg, ließ sie nicht weiter und setzte das frühere Thun jetzt in der Nähe fort. Immer noch ruhig, schritt Baldine vom Wege seitwärts in den Wald und wollte zwischen den Bäumen weitergehen. Aber Beppo sprang nach und faßte sie am rechten Arme. Mit der linken Hand hielt sie den vollen Milchkrübel auf dem Kopfe im Gleichgewicht und hatte so keine andere Waffe, als den

stolzen Blick. Aber um den kümmerte sich Beppo wenig und faßte sie um den Leib. Da bäumte sie sich auf, riß wild den Kübel vom Kopfe und schüttete den ganzen Inhalt auf Beppo aus. Er war einen Augenblick wie blind, und der Zorn steigerte jetzt noch seine Begierde. Er stürzte auf Baldine los, schlang seine Arme um sie und riß sie an sich. „Beppo!“ tönte es in diesem Augenblicke an sein Ohr. Er sah auf, aber im Sturme seiner Leidenschaft war es ein rein mechanisches Schauen; vielleicht erkannte er sogar Toniello, der ihn gerufen hatte; allein, was war ihm Toniello, was die ganze Welt in diesem Augenblicke! In dem nächsten aber lag er schon auf der Erde ausgestreckt; und da er noch im Falle nach seinem Messer griff, war auch schon sein Handgelenk mit eisernen Fingern umklammert und das Messer herausgewunden. Mit Schaum vor dem Munde sprang Beppo auf und rannte, ohne sich umzusehen, abwärts. Toniello blickte ihm noch eine Weile nach; hierauf wandte er sich Baldine zu, die bleich und finster schauend da stand. Er las etwas wie Schmerz auf ihrer Stirn: ihre Mädchenehre war gekränkt durch einen wüsten Menschen. Toniello wollte sie beruhigen. Er zeigte nach dem hinabeilenden Beppo und fuhr dann lachend mit dem Finger im Zickzack über seine Stirn: der Beppo war also nur ein Verrückter, ein Narr, den man gar nicht ernst nehmen durfte. Dann trat er nahe zu Baldine heran und strich mit dem Finger leise glättend über die schmerzliche Furche zwischen den Augenbrauen hin. Die Stirn lag darauf wieder glatt und rein unter den goldigen Haaren. Ihre Lippen öffneten sich halb, etwas zu sagen. Da besann sie sich und schloß dieselben wieder. Dafür hob sich von ihnen ein leises Lächeln. Auch Toniello lächelte. So standen sie einen Augenblick. Dann nickten Beide einander zu; Baldine ging mit dem leeren Kübel zur Mühle zurück,

Toniello abwärts. Er sang wieder das wehmüthige Volksliedchen, das so oft zu Baldine heraufgeklingen, wenn Toniello am Abend heimwanderte:

Wenn eingeschlummert einft
Und todt ich werde sein,
Dann bringt ein brennend Licht
Mein Lieb für mich herein.

Sobald man ruhen mich
Wird auf der Bahre seh'n,
Da wird mein Liebchen nah'
Bei meiner Leiche steh'n.

Wenn sie dann bitter klagt
Und weint vor Leides Nacht,
Mach' ich die Augen auf
Und werde lächeln sacht.

Wird über meinen Tod
Sie nur zu lachen scheinen,
Mach' ich die Augen auf
Und werde bitter weinen.

Doch wenn sie spricht: „Mein Lieb!“
Zu mir recht inniglich,
Mach' ich die Augen auf
Und sage: „Bet' für mich!“

Am Abend saß Toniello wie gewöhnlich in der Sägemühle und arbeitete mit dem Müller. Baldine achtete, wie sonst, auf die Rede seiner Finger und Augen. Wenn er sie ansah, so lächelte sie. Damit wollte sie ihn beruhigen und ihm sagen, daß sie gar keine Angst mehr habe und auch kein Leid wegen des tollen Beppo. Indeß ließ sie seitdem doch den schwarzen Müllerhund jedesmal hinter sich herlaufen, so oft sie in das Dorf hinabging, während sie ihn bisher immer vor einem solchen Gange, der Dorfhunde wegen, daheim angebunden hatte.

Toniello kam in seinen freien Abendstunden auch noch zu dem alten Müller, nachdem bereits Alles im Mühlwerk von ihm verbessert worden war und nun tadellos in einander griff. Er hatte gleich ein neues Werk begonnen, eine Uhr, die durch das große Wasserrad mittelst kleinerer Zahnräder in Bewegung gesetzt werden sollte. Toniello verwandte viel Erfindungskraft, Mühe und Genauigkeit darauf. Als er endlich das Ganze an die Wand der Sägemühle befestigt hatte, sammt dem sorglich verzierten Zifferblatt eigener Arbeit, da ging die Uhr erstaunlich gut. Baldine richtete sich seither immer nach ihr. Toniello schien sie trotzdem nicht zu genügen. Er nahm sie jeden Abend herab und verkettete neue Rädchen mit den alten. Die trieben dann zu jeder Stunde ein anderes Männlein auf ein Brett neben dem Zifferblatt heraus. Später kam sogar ein Hund dazu; Toniello hatte ihn dem Müllerhund nachgeschneidelt und schwarz angestrichen. Endlich wurde allerlei Schlag- und Glockenwerk angebracht, — die Uhr wollte nie fertig werden.

Zuweilen, wenn er an etwas herumschnitzelte, das weniger Aufmerksamkeit erforderte, fing er mit seiner klangvollen Tenor-Stimme zu singen an. Er blickte dabei wohl hie und da zu dem Müller und zu Baldine hinüber, ob ihnen die Lieder seiner Heimath auch gefielen. Nur bei seinem Lieblingsliedchen, dem wehmüthigen: „Wenn eingeschlummert einst und todt ich werde sein“, — sah er vor sich nieder und schlug dabei nie die Augen auf. Er hatte einmal im Walde Baldinens seltsamen wortlosen Sang erlauscht, die tiefen Töne, wie sie sich leise getragen fortspannen, plötzlich leidenschaftsvoll aufzuckten, und dann wieder sanft durch die Waldstille hinzitterten. Er liebte den Gesang, wie alle Italiener; er liebte zumal den Klang der Altstimme, in der seine Mutter ihm in seiner Kindheit alle die heimathlichen Lieder vorgesungen, und wie sie

häufig den Frauen Italiens eigen ist. Aber solchen tiefen, reinen Klang hatte er niemals vernommen.

Er lehnte sich regungslos an einen Stamm und lauschte. Da hob sich plötzlich aus dem launenhaft wechselnden Getöse eine sanft hinsießende Melodie. Es war sein Lieblingslied: „Wenn eingeschlummert einst und todt ich werde sein“, — ohne Worte, aber rührend traurig, wie die Worte selbst. Toniello stand und lauschte noch lange, nachdem das Lied schon längst verklungen war. Aber er blickte seitdem nicht auf, wenn er es selbst sang. Er fürchtete, zu verrathen, daß er gelauscht habe; denn er wußte wohl, daß das Mädchen nur dann sang, wenn sie sich allein glaubte. Und doch quälte ihn fortwährend eine unwiderstehliche Sehnsucht, das Lied noch einmal von dieser Stimme zu vernehmen. Das trieb ihn auch, ohne daß er sich dessen recht bewußt ward, in die Nähe der Waldwege, wo Baldine zu gehen pflegte.

So kam es, daß er sie an einem Sonntagsnachmittag bei den Todtenbretteln anhalten sah. Er stand von Weitem im Dickicht, das ihn ganz verbarg, und wartete, bis sie singen werde. Aber sie sang nicht. Sie kniete erst eine Weile vor den Brettern; dann setzte sie sich auf den Stein, das Gesicht in beide Hände vergraben, den Kopf vorwärts geneigt, sodaß die Goldhaare ihr über die Finger rieselten. So blieb sie, bis der schwarze Müllerhund vorsichtig den struppigen Kopf in ihren Schoß legte und sie mit den guten, treuen Augen tröstend ansah. Sie richtete sich auch auf und streichelte eine Weile den Kopf des Hundes. Hierauf ging sie in das Vorholz, bückte sich dort nach Waldblumen oder stellte sich auf die Fußspitzen, um die grünen Laub- und Nadelzweige zu erreichen. Daraus band sie zwei Kränzlein, umwand mit ihnen zwei Bretter und ging wieder heimwärts. Gesungen hat sie auch jetzt nicht.

Toniello wartete noch eine Weile; dann näherte er sich der alten Buche. Er sah alle die Bretter an, besonders die zwei ungehobelten mit den frischen Kränzen. Abends fragt er Signor Bico, was es mit Buche und Brettern für ein Bewandniß habe. Dieser erklärte es ihm, auch warum manche der Bretter bemalt und andere nur roh seien „Reich, — arm!“ — schloß er seine Erklärung, und bei seinem starken Triebe der Veranschaulichung wies er dabei erst auf sich und dann auf Toniello. Allein Toniello war gewisser Maßen doch reicher als Signor Bico. Denn dieser spannte sich nie von seiner Aufsichtsarbeit aus Toniello dagegen ließ sich am nächsten Morgen den Arbeitslohn für diesen Tag streichen und bat sich frei. Er habe in Oberau etwas einzukaufen. Signor Bico vermifste Toniello ungern; derselbe war wegen seiner Geschicklichkeit sein Factotum, in vielen Dingen sein Stellvertreter. Er sagte indeß nichts, sondern strich mit Würde einen Arbeitstag aus. Signora Bico hatte während dessen schon Zeit gefunden, einigen Proviant in die Tasche ihres Lieblinges zu schwärzen. Um die Mittagszeit war Toniello mit allerlei Farbentöpflein auf dem Heimwege gesehen worden. Er mußte sich jedoch irgendwo aufgehalten haben; denn im Dorfe kam er erst bei sinkender Nacht an. Auch ging er einige Tage nach einander in aller Morgenfrühe, wenn noch Alle schliefen, fort, erschien aber pünktlich beim Beginn der Arbeit.

Als Baldine am nächsten Sonntag zu der Buche kam, blieb sie einen Augenblick unbeweglich stehen. Ihre Gestalt war wie versteinert, die Augen richteten sich starr auf die Buche. Dort lehnten wohl an altgewohnter Stelle die beiden Todtenbretteln mit den ungefüge an der Langseite eingekerbten Kennzeichen. Aber sie waren mit weißer Lackfarbe überstrichen, der Rand mit künstlich verschlungenen, schwarzen Linien verziert, das eingeschnittene Kreuz mit

überfirnißtem Goldstaube ausgefüllt, darüber ein Kränzlein von Waldblumen und Baumzweigen in bunten Farben ausgeführt. Baldine trat näher; ihre Lippen waren bleich und zitterten. Einmal sah sie sich rings um, — Niemand war zu erblicken. Nachdem sie dann lange gebetet, ging sie langsam heim, den Blick zu Boden gesenkt. Der Hund schlich niedergeschlagen hinter ihr her; sie hatte ihn heute nicht ein einziges Mal gestreichelt.

Als sie in die Mühle kam, saß Toniello mit dem Müller, der sein Sonntagsspeisichen schmauchte, auf der Bank vor dem Müllerhause. Er hatte einen Hahn in der Arbeit, der mit beiden Flügeln schlagen sollte, wenn er aus dem Uhrwerk hervorsprang. Er sang dabei leise vor sich hin, nickte Baldine von Weitem zu, und sah dann hartnäckig auf seinen Hahn. Sie stellte sich aber so dicht vor ihn hin, daß er endlich doch aufblicken mußte. Um die leise zitternden Lippen Baldinens schwebte wieder das Lächeln, wie damals nach dem Ueberfalle Beppos. Toniello that, als sähe er es nicht. Er setzte wieder sein Schnitzmesser an, aber er schnitt sich in den Finger. Da wollte er in seinem wehmüthigen Lieblingsliedchen fortfahren, das er vorhin unterbrochen. Aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, ein falscher Ton verwirrte ihn ganz, — er konnte nicht weiter. Da ließ Baldine den rechten Ton glockenhell anklingen und sang die Melodie weiter, wo er aufgehört hatte. Es war ein leises Zittern in ihrer Stimme, — sie sang zum ersten Male vor einem anderen Menschen. Sie hatte sich dabei abgewendet, blickte in die Richtung, wo die Buche mit den Todtenbretteln stand, und ging langsam dem Hause zu. Aus den geöffneten Stubenfenstern drangen noch die letzten Töne des Liedes heraus zu Toniello. —

Am nächsten Abend singt Baldine nicht mehr. Sie sitzt an dem Waldbach unterhalb der Mühle, den Hund

zu ihren Füßen. Dieser hebt heute nicht die Tazze, um ihr Knie zu berühren und sie zu mahnen, es sei Zeit zum Heimgehen; er legt ihr auch nicht den Kopf in den Schoß um sie mit den guten, treuen Augen tröstend anzusehen wie sonst, wenn sie traurig war. Und sie ist doch heute tief traurig. Der Hund aber kümmert sich gar nicht darum, sondern liegt steif und unbeweglich. Er ist todt. Er hat sich mühsam bis hierher geschleppt, um zu ihren Füßen sterben zu können. In seinem Leibe muß ein starkes Gift gewühlt haben, daß sein Todeskampf so schmerzlich gewesen war, ehe er vorhin zum letzten Male die brechenden Augen zu ihr aufgeschlagen hat. Und Baldine denkt an die unheimlich glühenden Augen Beppo's, die sie vor wenigen Stunden hat um die Mühle spähen sehen.

Als Toniello in die Mühlstube eintrat, suchte ihm das alte Müllerpaar das Schickal des Hundes mit allerlei Zeichen und Behelfen zu verdeutlichen. Der Müller ahmte das Bellen nach, die Müllerin das Sterben. Sie waren Beide nicht stark in der mimischen Kunst, aber Toniello begriff doch zuletzt und ging in die Richtung, welche sie ihm gezeigt. Er fand Baldine, wie sie unbeweglich darsaß und auf den todten Körper starrte. Toniello kniete nieder, hob den Kopf des Hundes in die Höhe und streichelte ihn mitleidig; der Hund war auch ihm mit rührender Anhänglichkeit zugethan gewesen und hatte seine Ankunft jedesmal mit Freudenprüngen und lustigem Gebell begrüßt.

Baldine, die stumm ihr eigenes Leid ertragen, stiegen jetzt auf einmal Thränen in die Augen, bei dem Gedanken, daß auch Toniello einen Freund verloren. Toniello sah die Thränen, erhob sich und trat zu Baldine. Er faßte ihre Hand, die er warm drückte, und murmelte vor sich hin: „Boverina!“ Es ist freilich nur ein unvernünftig Thier, ein armer Hund, um welchen Baldine da

weint. Aber Toniello kommt dabei ihr ganzes Thun und Wesen in den Sinn, wie sie so arm sei und so allein dahinlebe, stumm und freudenlos. Das Thier zu ihren Füßen ist ihre einzige und letzte Freude gewesen, der stete Gefährte und treue Freund ihrer Abgeschiedenheit, der sichere Schützer auf einsamem Waldpfade. „Poverina!“ wiederholt er so traurig vor sich hin, daß Baldine über sein vermeintlich Leid um den Hund aufschluchzen muß. Da zieht Toniello Baldine sanft an sich, streichelt ihre Haare und wischt ihr die großen Thränen von den Wangen. Dann lehnt er ihren Kopf an seine Brust und sagt dabei immer nur: „Poverina! Poverina!“ — und das immer leiser und leiser. Darüber blickt Baldine auf und sieht, wie ihm selbst die Augen naß geworden sind. Sie kann ihm nicht in seiner Sprache Trost zusprechen, so gern sie es möchte; dafür lächelt sie ihm mitten durch ihre Thränen zu. Und weil das ihr selbst so wohl gethan hat, so wischt auch sie ihm die nassen Augen ab und hebt den Arm, um ihm die Haare zu streicheln. Wie er darüber seine Arme um ihren Hals schlingt, so meint sie, es auch thun zu müssen, und da er seine Lippen auf die ihren drückt, so drückt sie leise entgegen.

Baldine redete an diesem Abend noch lange und viel zu dem stummen Herrgott in ihrem Stübchen, Toniello aber zu Signora Vico, die eine erfahrene Frau und wie eine Mutter gegen ihn gesinnt war. Am folgenden Tage schon stieg die Signora zur Sägemühle hinauf, mit heiterer Miene den Mühseligkeiten trougend, welche ihr der Anstieg bei ihrer Beleihtheit verursachte. Oben verlangte sie erst nach Baldine, drückte ihr ohne weitere Erklärungen einen herzhaften Kuß auf die Wange und begann dann vor den alten Müllersleuten das Deutsche in der Weise ihres Gemahls zu radebrechen. Nach vielen Mißverständnissen und Hindernissen ward es klar, daß sie zu dem Müller,

dem Vormund Baldinens, als Brautwerberin für Toniello gekommen war. Auch das ward offenbar, daß Toniello daheim ein kleines Bauerngütchen besitze, welches er nur deshalb in Pacht gegeben, weil er die Welt hatte sehen und seinen Wissenstrieb befriedigen wollen. Er habe sich um so leichter hierzu entschlossen, als er keinen Verwandten in der Heimath besaß. Nun aber wolle er mit seinem Weibe heimkehren und das Gütchen wieder selbst in die Hand nehmen. Sie und Signor Vico würden ihn schwer vermissen; Toniello sei ein feiner Kopf, kein gewöhnlicher Arbeiter, wie die Andern. Aber sie freue sich seiner Freude und seines Glückes, als wäre er ihr eigener Sohn. Die Müllersleute fühlten, wie auch sie Baldine schwer entbehren würden; aber auch sie thaten, wie die redselige Signora, und freuten sich des Glückes Baldinens. Baldine bekam beim Abschied zwei herzhaften Küsse von Signora Vico, und die Sache war abgemacht.

Seitdem gingen Toniello und Baldine gemeinsam zu der Buche und saßen neben einander auf der Steinplatte vor den Todtenbretteln. Aus dem Moder der Stätte wächst, wie Grabesblumen, ihre Liebe empor. Da Toniello ihr nicht sagen kann, wie lieb sie ihm ist, so singt er ihr alle Liebeslieder seiner Heimath vor. Baldine begleitet ihn in harmonischer Folge; ihre Stimme klingt in seinen Gesang hinein, wie die weichen, tiefen Töne einer Viola. Aber Baldine ahnt doch, was Toniello mit den fremden Worten des Gesanges ihr sagen will. Sie hingegen hat nicht einmal gesungene Worte, nur gesungene Töne und den Blick ihrer guten blauen Augen, der zu Toniello redet. Zuweilen auch rührt sie lieblosend an Toniello's Aermel, wie sie als Kind dem Ainel zu thun pflegte. Weil ihr dies Alles aber nicht genügend scheint, so hat sie auch noch ein Wort auf ihren Lippen: Toni! Es ist der Anfang seines fremd klingenden Namens und zu-

gleich der Name, wie er im Waldviertel im Brauch ist. Das ist freilich nur ein einziges Wörtlein; aber die Rothschwänzchen, die bei der Mühle nisten, haben ja auch nur Einen Ton. Baldine hat es ihnen abgelauscht, wie sie mit diesem Einen kargen Ton einander Gruß und Abschied zurufen, Lust und Leid, Freude und Sorge, und endlich alle Seligkeit der Liebe. So thut dem auch Baldine mit ihrem: „Toni!“ Was sagt nicht Alles dies einzige arme Wörtlein! Wie stolz klingt es, sieht sie zu Toniello empor, wie demüthig, wenn sie in die eigene Seele sich versinkt; wie gerührt, bringt er ihr irgend ein kleines Geschenk, und wie herzlich, so oft sie ihm eine Waldblume reicht; wie süß, wenn sie verloren an seinen Augen hängt!

Inzwischen waren die nöthigen Papiere aus Toniello's Heimath eingelaufen. Am nächsten Sonntag sollte er mit Baldine an den Todtenbretteln vorbeiziehen nach Oberau in die Kirche, zum Altar. Signora Vico bereitete das Hochzeitsmahl vor, bei welchem die unerläßliche Polenta nicht fehlen sollte. Die ganze italienische Colonie gedachte ein großes Fest zu veranstalten. Jeder arbeitete insgeheim an irgend einer Ueberraschung für Toniello. Als Maßstab der Vortrefflichkeit wurde dabei die Erzielung eines möglichst großen Lärmes angenommen. Schießpulver spielte daher in allen diesen Ueberraschungen eine höchst vorzügliche Rolle. Uralte Reiterpistolen, überlebte Schießprügel jeder Art und auf den Anhöhen allerlei primitive Vorrichtungen zum Völlerschießen wurden in Bereitschaft gesetzt.

Beppo allein verhielt sich theilnahmlos. Man beachtete dies nicht weiter, da es ausgemacht war, daß er in wenigen Tagen aus dem Arbeiterverband scheidet. In der letzteren Zeit hatte ihn jedes harmlose Wort seiner Genossen bis zur Raserei gereizt, und endlich hatte er sich selbst bei Signor Vico unmöglich gemacht. Nur Toniello

war er stets ausgewichen. Einmal, als dieser ihm unter vier Augen von dem nichtsnußigen Buben sprach, der den schwarzen Müllerhund vergiftet, wandte er ihm den Rücken und ging hinaus, das Gesicht verzerrt, die Zähne hart zusammengepreßt, die Fäuste geballt. Toniello kümmerte sich nicht weiter um ihn; Baldine dagegen überfiel, so oft sie an ihn dachte, eine plötzliche Angst, nicht um sich sondern um Toniello. Deshalb ließ sie auch Toniello um ihn keinem Streite aussetzen, niemals merken, daß Beppo sie Beide umspähe, und daß sie dessen unheimliche Augen schon öfters aus einem Dickicht habe plötzlich auffunkeln sehen. So hatte sie auch ganz deutlich wahr genommen, wie diese Augen hinter den aufgeschichteten Stämmen hervorblickten, als Toniello am Tage vor der Hochzeit für einen Augenblick heraufgeißt war. Er wollte ihr nur in der gewohnten Zeichensprache ankündigen, daß er noch dort, — er wies nach dem Grünberg, — zu thun habe und daher heute Abend nicht mehr kommen werde. Damit sie morgen zeitig wach sei zu dem Hochzeitsgange nach Oberau, müsse sie sich ja ohnedies recht bald schlafen legen. Er nickte wie schlaftrunken, schloß sich schelmisch lächelnd die Augen und wiegte sanft ihren Kopf, indem er ihr das Schlafliedchen zusang: Vattene dormire

Geh' schlafen, mein Liebchen, gute Nacht!
Dein Bett sei aus duftigen Weiden gemacht,
Zu Häupten Dir sollen zwölf Engel stehn,
Drei Strahlen der Sonne darüber gehn,
Die Stirn umglänze der Mondenschein!
— Du Lilienblüthe, denke mein! —
Wenn Du erwachst, zu Füßen licht
Den Morgenstern, vergiß mein nicht!

Dann verstummte das Lied, Toniello verschwand in der Walde, und auch Beppo's glühende Augen waren nicht hinter den Stämmen zu sehen.

Toniello ging auf den Grünberg. Signor Vico hatte nämlich eine bedenkliche Saumseligkeit in den hinabgeschwemmten Stämmen wahrnehmen wollen; eine ausgewaschene oder gesenkte Stelle mußte daran Schuld sein. Toniello, der ihn ohnedies morgen auf immer verlasse, möge wenigstens dies Hinderniß beseitigen helfen. Ihm allein traue er zu, dasselbe ausfindig zu machen. Er werde vor dem Abend die Schleuse sperren, damit Toniello noch bei Tageslicht das Bett des Waldbaches abgehe. Das Ganze aber war nur eine Finte der Signora, um Toniello sicher abseits zu halten von den letzten Vorbereitungen für allerlei Knallwerk, womit Italien den Vorabend von Toniello's Hochzeit zu feiern gedachte. Sie hatten sich Alle vergeblich die Köpfe zerbrochen, wie sie Toniello fern halten und die nöthige Zeit gewinnen könnten. Signora Vico ließ sie reden und nahm ihren Gemahl bei Seite. Dieser weigerte sich Anfangs gegen die an ihn gestellte Zumuthung, aber offenbar nur der Form halber, um seine ernste Würde zu wahren. Denn er entledigte sich seiner Aufgabe bei Toniello mit so tiefer Zerknirschung über das vorgebliche Schwemmhinderniß, als setzte dasselbe seine ganze Reputation und Existenz auf das Spiel.

Toniello schritt langsam in dem Bette des Waldbaches aufwärts. Die Schleuse war gesperrt worden, so daß der Grund nicht mehr von den Wellen bedeckt war, sondern das wilde Durcheinander seines Steingewirres zu Tage trat. Toniello blieb zuweilen stehen, untersuchte Grund und Ufer, schüttelte den Kopf und stieg wieder langsam weiter. Die schadhafte Stelle war nicht zu finden. Endlich war er schon in die Nähe der Schleuse gelangt, wo die Ufer aufgedämmt waren, um das Wasser eng zusammenzuhalten. Jedoch auch hier zeigte sich kein Hinderniß, obgleich Toniello Alles sorgsam durchforschte. Ein-

mal war es ihm, als vernehme er ein Knarren über sich. Er lauschte und spähte empor; aber er hörte nur die dumpfe Grollen des Wassers in seiner Kerkerhaft hinter der Schleuse. Sonst war ringsum Alles still. Toniello lauschte auch gegen die Bäume hinauf, ob es etwa ein Vogel gewesen sei; jedoch auch dort rührte sich nicht ein Sang durchtönte mehr das Geäst. Dabei kam ihm Baldine in den Sinn, welche, wie die Waldvögel, die Worte zu singen pflegte, und wie es wohl klingen werde wenn sie nach und nach die Worte seiner Heimath lernen und mit ihrem Getöse verschmelzen werde.

Die Vögel müssen wohl schon schlafen, dachte Toniello, da keiner mehr zwitschert. Da ist es an die Zeit, heimzukehren. Er blickte empor, um zu bemessen wie weit der Abend schon vorgerückt sei. Der ein Streifen des Himmels über ihm flocht sich als ein roth-rothes Band durch das dunkle Spitzengewebe der Baumwipfel hin. Und Toniello dachte bei dem Anblick der Abendröthe an die rosige Morgenröthe, die Baldine Wangen morgen überhauchen werde. Plötzlich hörte er noch einen Donnerschlag, dann nichts mehr. Der gewaltige ungeheure Wasserschwall raste durch die geöffnete Schleuse in das alte Bett, die Baumstämme in wilder Flucht vor sich schleifend, brausend, tosend, donnernd, brüllend.

Die Italiener unten lauschten auf. Toniello hatte also bereits eine vermeintlich schadhafte Stelle entdeckt, das Hinderniß beseitigt und die Schleuse geöffnet, mit seiner bekannten Gewissenhaftigkeit auch zu erproben ob Alles in Ordnung vor sich gehe. Nunmehr sollte er auch nicht länger verweilen. Die Dämmerung brach herein, und sie waren mit allen ihren Vorbereitungen fertig. Baldine saß auch schon in der Arbeiterhütte Signora Vico, welche sie unter einem Vorwande zu sich herabgelockt hatte. Sie schickten also den Luigi aus, in

er der schnellfüßigste war. Der sollte Toniello rasch herabholen; Signor Vico habe mit ihm zu reden. Dann warteten sie noch eine Weile und liefen ungeduldig in Gedanken mit Luigi den Grünberg hinauf.

„Derzeit ist Luigi auf halbem Wege,“ hieß es; „nun hat er Toniello erreicht, — jetzt haben Beide schon den Heimweg eingeschlagen, — wenn Luigi nicht faul war, müssen sie bereits bei dem unteren Holzfang, in diesem Augenblicke schon ganz nahe sein, — nummehr ist es an der Zeit!“

Und jetzt ging es denn auch los: Krachen, Dröhnen, Donnern, Widerhall, plötzliche Blitze, auflohende Flammen, ruhig fortbrennende Feuer, Trommelschlag, Gesang, Jauchzen, helle Coviva-Rufe!

Oben aber hob Luigi einen zerschmetterten Mann von dem Ufer, wohin ihn das hinabrasende Wasser geschleudert, und bettete ihn auf das Waldmoos. Das Jauchzen und der Hall der Schüsse tönte bis hinauf, der Widerschein der Freudenfeuer stand jetzt oben am Himmel, wo früher das rosenrothe Band der Abendröthe sich hingeschlungen. Alle die Freude stieg hinauf bis zu ihm, der da im Moose lag; sie galt ja nur ihm. Aber er sah und hörte sie nicht.

Dann kam Luigi verstört und athemlos herabgerannt. Er kam ohne Toniello. Hastiges Reden, wirre Rufe folgten. Zäh brach das Jauchzen ab, die Schüsse verstummten. Alle eilten dem Grünberg zu. Baldine verstand nicht, um was es sich handle, aber sie entwand sich den Händen der Signora, welche zitternd da stand und sie zurückhalten wollte. Als sie oben angelangt war, bildete ein Theil der Italiener einen dichten Kreis; der andere hatte daneben ein Feuer angezündet und machte sich allerlei mit großen Nesten zu schaffen. Sollte auch hier noch zum Schluß ein besonderes Freudenfeuer angezündet

werden? dachte Baldine. Sie trat zu dem Kreise der Italiener heran, der sich vor ihr langsam und lautlos öffnete. Mitten darin lag leblos ein Mann. Sie faßte ihn an und neigte sich tiefer und tiefer, bis ihre Goldhaare auf ihn niederglitten. Dann schaute sie auf um mit irrem Blick, wie fragend, in alle die Gesichter in der Runde. „Ist das wirklich Toniello, was da liegt? Sag doch nein, Ihr stummen Menschen rings, sagt nein!“ sprach der Blick. Aber die Männer blieben stumm; etliche wischten sich wohl verstohlen die Augen. Während die Anderen bei dem Feuer eine Tragbahre zimmerter kniete Baldine immerfort neben Toniello. Sie weinte nicht, sie regte sich auch nicht. Ihre Augen waren tief eingefallen und lagen in dunklen Kreisen, die sich scharf in dem todtensbleichen Gesicht abgrenzten. Sie blickten starr auf den Liegenden. So blieb sie wie ein Steinbild, bis Toniello auf die Tragbahre gelegt ward. Da erst kam Leben in sie. Sie stand langsam auf, wie todmüde. Dann wies sie die Träger, welche in das Dorf hinab gehen wollten, mit dem ausgestreckten Arm gegen die Mühle. Die Träger folgten der Weisung. Baldine ging daneben her und that, wie einst, da sie neben des Ahnels Karren einhergeschritten war. Sie berührte zeitweise lieblosend den Armel Toniello's, dann die Tragbahre. Der Mond leuchtete auf dem Waldpfade vor den Männern hin. Keiner sprach ein Wort. Vor dem Mühlenhause angelangt, trugen sie Toniello, dem weisenden Arm Baldinens folgend, in deren Kammer. Dort legten sie ihn auf ihr Bett. Dann kam Signora Vico mit ihrer kleinen Haus-Apothek, hieß Alle hinausgehen, entkleidete Toniello und rief nach einer Viertelstunde Baldine herein. Das Leben war noch nicht ganz entflohen; Toniello athmete leise, aber er schlug die Augen nicht auf. Gegegen Morgen kamen der Doctor und der Kaplan aus Oberau

Auch aus dem Dorfe kamen, wie es der Brauch will, Viele herauf. Baldinens Stube war ganz angefüllt mit Leuten. Und draußen, vor dem Mühlhause, standen deren noch mehr in Gruppen und redeten mit einander. Auch in der Stube redeten sie, während der Doctor Toniello untersuchte, leise darüber, wie wohl das Unglück geschehen sei. Toniello habe vermuthlich vom Bette des Baches aus etwas an dem Schleusenthor gerichtet, welches, nicht genug gefestigt, sich geöffnet habe.

Baldine hatte sich von dem Bette weggeschlichen, als der Doctor eingetreten war. Sie hörte wie im Traume alle die Worte darüber, auf welche Art es geschehen sein möchte. Sie blickte starr zum Fenster hinaus, als sehe sie dort Jemanden stehen, und sagte, den Arm ausstreckend: „Beppo!“

Da schüttelten Alle die Köpfe. Er war ein nichts-nutziger Geselle, aber so verrucht konnten sie sich ihn nicht denken. Ueberdies war er schon am Tage vorher aus dem Arbeiterverbande geschieden, hatte sich von Allen verabschiedet und war fortgezogen. Aber Baldinekehrte sich nicht an das Kopfschütteln, sondern wiederholte mehrmals nachdrücklich: „Beppo!“ Dann lächelte sie bitter auf, als der Doctor, gegen die Anwesenden gekehrt, die Achseln zuckte. Sie wußte das ja schon längst: der Mann half nicht. Er hat den Ahnel sterben lassen; sie hatte ihn längst weggeworfen, wie damals und seither so vieles Andere.

Aber sie weiß Eimen, der helfen kam. Das ist der stumme Herrgott auf dem schwarzen Kreuzholz. Sie hat zu ihm geredet, als er noch aus der Stubenecke der Waldhütte auf sie herniederjah; sie hat auch immer nur zu ihm geredet, seit er in der Kammer des Mühlhauses über dem Tische hängt. Was sie still und verhalten unter den Menschen herumträgt, viel Herzeleid und die wenige Freude,

ihm hat sie es offen hingelegt, vor seine traurigen Augen. Er ist stumm und regt sich nicht; aber sein Herz ist nicht stumm und nicht von Stein. Er kann Alles, er wird auch Toniello gesund machen. So stand sie denn da, vor dem Kreuzbild, hob Augen und Hände flehend zu ihm empor, und ihre Lippen murmelten unverständliche Worte.

Da hauchte ein Seufzer an ihr Ohr. Sie hörte auf zu beten und eilte zu dem Lager. Toniello hatte die Augen offen und blickte Baldine an. Sie sank auf die Kniee und streichelte nach ihrer Kindergewohnheit sanft seinen Arm. Das einzige arme Wörtlein, das er so oft von ihr vernommen, süß, innig, jauchzend, sie sagte es auch jetzt zu ihm. „Toni!“ flüsterte sie, sich über sein Antlitz neigend, und lächelte ihm zu. Er muß es gehört, er muß das Lächeln gesehen haben; denn auch er lächelte auf und flüsterte leise, wie singend:

„Wenn eingeschlummert einst
Und todt ich werde sein,
Dann“

Er lächelte noch einmal und schloß die Augen. Ueber sein Gesicht flog es hin, wie ein Schatten. Der Arzt gab dem Kaplan einen Wink, worauf sich dieser dem Lager näherte.

Baldine schnellte in die Höhe, stürzte zu dem Tische, schwang sich hinauf und stand dicht vor dem Kreuzbild. „Hilf, liebes Herrgottel!“ flüsterte sie weich.

Der Kaplan murmelte unten die Gebete der Sterbenden.

„Hilf, Herrgott!“ rief oben Baldine in herzerreißendem Tone. Und sie rief es von Neuem, und immer lauter anschwellend ertönte ihre Stimme, immer ungeberdiger, immer wilder: das Flehen ward zum Bestürmen, zu ungezügelm Drängen, zu drohenden Rufsen.

„Er stirbt“, — sagte unten ruhig der Arzt zu dem Kaplan, und dieser ebenso ruhig: „Herr, erbarme dich der armen Seele! Nimm sie auf in dein Himmelreich!“

Da riß Baldine mit rasender Kraft das Kreuzbild von der Wand, und hielt es mit beiden Händen dicht vor sich hin. Ihre Augen bohrten sich in die seinen, und noch einmal wiederholte sie ihr Wort. Es war ein Aufschrei, grauenhaft und entsetzlich, daß er noch Jahre nachher im Ohr der Wäldler nachgehallt. Dann sprang sie mit dem Kreuz in der Hand hinab und stürzte zu Toniello. Nun mußte er ja gesunden, — und sie mußte dabei sein: sie mußte ihn ja in das Leben zurücklächeln. Und der stumme Herrgott mußte auch dabei sein: er mußte sehen, wie er Alles gut gemacht.

„Toni!“ flüsterte sie wieder und streichelte liebevoll seinen Arm. Aber er blickte nicht auf. Der Schatten, welcher vorhin über sein Gesicht gehuscht war, lag jetzt unveränderlich darauf gefestigt. „Toni!“ wiederholte Baldine und schlang ihren Arm um seine Brust. Aber auch die Brust war stumm, — das Herz stand ganz still, — Toniello war todt.

Plötzlich ertönte noch einmal ein gräßlicher Schrei. Baldine war aufgesprungen. Ihre Augen waren thränenlos; um ihre Lippen zuckte ein bitteres, verächtliches Lächeln, und die schwermüthige Milde ihrer Züge war in eisige Härte versteint. Mit einer wilden Bewegung bäumte sie sich auf einmal empor und schleuderte das Kreuzbild an die Wand, daß das morsche Holz rasselnd barst und in Splittern nach allen Richtungen auseinander flog!

Der Kaplan verhüllte sein Haupt und ging eilig hinaus. Die Dörfler drängten um die Wette nach, wer zuerst hinauskomme. Draußen aber überkam dies starkgläubige Volk der Wäldler etwas von dem alten: „Steiniget sie, — sie hat Gott gelästert, — steiniget sie!“ Das dehnten sie dann

auch auf den aus, um dessen Willen der Frevel gescheher war. Kein Dörfler schritt im Leichenzuge der Italiener mit. Das Todtenbrettel Toniello's, welches diese nach der Ortsfütte an der Buche aufstellten, war am nächsten Morgen verschwunden. Und der Fluch schritt rückwärts bis in das dritte Glied: die Todtenbretteln des Federhelm und der Jenz waren gleichfalls beseitigt.

Baldine war von Signora Bico mit Gewalt hinabgeführt worden. Die alten Müllersleute hatten sie sehr lieb gehabt; aber sie gehörten zu dem Wäldlergeschlecht, das fest am alten Herrgott hängt mit zähem Glauben. Sie wollten die Gottesverächterin auch nicht Eine Nacht unter ihrem Dache haben. Der Kaplan hielt in Oberau am nächsten Sonntag eine Predigt über das unerhörte Ereigniß. Die Kirche verdamnte, nachdem die Menschen es schon vorher gethan. Führte die Signora einmal Baldine vor die Schwelle des Häuschens, wo sie jetzt gemeinsam wohnten, so wichen die Leute nach der anderen Seite des Weges aus, wie vor einer Auszafranken; die Dorfbuben aber trugen immer Steine in den Taschen, um sie damit zu bewerfen. Baldine merkte gar nichts von allem dem. Sie weinte nicht und redete nicht. Sie war so in sich versunken, daß sie auch nicht hörte, was um sie gesprochen wurde. Sie war nicht krank und doch so abgemagert, als ob eine schwere Krankheit Monate lang an ihrem Leibe gezehrt hätte. Ihr Gesicht war wachsbleich, die Haut durchschimmernd geworden, ihr Blick stumm und stier.

Signora Bico aber war die gute Seele selbst, und Signor Bico mußte es sein. Toniello hatte unter seinem Beistand im Gemeindeamt bei der Hochzeitsanmeldung eine Verfügung über sein heimisches Gütchen aufsetzen lassen, der zu Folge dasselbe im Falle seines Todes Baldine anheimzufallen habe. Signor Bico setzte nun alle

Sebel in Bewegung, um durch Freunde den Besitz loszuschlagen, der für Baldine, als eine Landesfremde, von wenig Vortheil war. Es gelang ihm auch, und er konnte Baldine einen Erlös dafür einhändigen, von dem sie fortan bescheiden leben konnte. Sie kümmerte sich um alles dieses gar nicht und unterschrieb, ohne zu lesen, was ihr Signor Vico vorlegte. Da rückte die Signora, welche ihr ganzes Herz an das arme Kind gehängt hatte, mit dem Plane vor, Baldine solle mit ihr fortziehen. Die dummen Menschen hier würden sie noch erschlagen. Sie selbst stehe so allein da in der Welt und möchte doch Jemanden um und bei sich sehen, den sie lieb habe, und der auch sie lieb habe. Baldine nickte ihr zu. Sie hätte auch genickt, wenn man ihr vorgeschlagen hätte, sich lebendig in ein Grab zu legen: sie nickte zu Allem.

Inzwischen war der Spätherbst herangerückt; die Italiener rüsteten sich zum Ausbruch in die Heimath. Baldine werde mit ihnen fortziehen, — hieß es im Dorfe, und man war froh darum. Mißwachs, Krankheit und Schadenfeuer waren im Waldviertel weniger zu befürchten, wenn sie nicht mehr da war. Für den Auszug hatten die Buben alle Taschen voll Steine gesteckt, die Erwachsenen die Mäuler voll Berwünschungen. Aber die Signora war nicht allein herzensgut, sondern auch herzensflug. Ehe noch die Morgenröthe anbrach, führte sie Baldine zu Fuße fort. Auf dem Wagen, dem der Maulesel vorgespannt war, befand sich bei dem allgemeinen Ausbruch neben dem Polenta-Kessel bloß Signor Vico, der mit gewohnter Würde eine Cavour rauchte. Das war eine herbe Enttäuschung für die Buben. Da sie die Steinchen doch anbringen wollten, nahmen sie sich den Maulesel zum Wurfziel. Die Italiener zogen hinter der Wagenburg einher. Mancher Dorfbursche blickte noch neidischer, manches Mädchen wurde noch röther, als bei

dem Einmarsche. Die Italiener aber sangen und jauchzten lauter und ungestümer, als damals beim Kommen; es ging ja jetzt nach harter Arbeit mit dem mühsam ersparten Lohn der schönen Heimath zu.

Nur Zwei fehlten, die damals bei dem Einzuge mitgefungen hatten: der böse Beppo und der gute Toniello.

3.

„Il cartellone! Il cartellone!“ Auf den Plätzen brüllten es die Zeitungsverkäufer, in den Kaffeehäusern schrieten sich die Gäste darnach heiser, in den Salons ging das Wort von Mund zu Mund. An den Straßenecken vollends staute sich eine ganze Menschenfluth. „Il cartellone!“ tönte es geflüstert, gemurmelt, laut gerufen vor dem riesigen Aufschlagzettel, darin der Impresario alle für die Stagione bestimmten Opern und die Namen seiner Künstlerchaar ankündigte. Das ist „il cartellone“, — das größte Ereigniß des Tages. Nach und nach fand man sich auch darin zurecht. Unter den angeführten Künstlerkräften gab es zunächst Sterne, die erst, durch ein scharfes Teleskop angesehen, in blassem Schimmer phosphorescirten; andere, welche schon ein harmloses Binocle entdecken konnte; einige, die auch dem unbewaffneten Auge sichtbar wurden. Dann kamen die wenigen, deren Stelle am Himmel Jedermann kennt, und endlich die Sonne, um welche sich alle die anderen Gestirne drehen. Die Sonne hieß Signora Iduni. Dieser Name war nämlich auf dem Cartellone mit dreimal so großen Lettern verzeichnet, als die übrigen. Aber auf der Bühne bekam sie vor der Hand Niemand zu Gesicht.

Man fängt nicht mit der Sonne an; ist sie einmal aufgegangen, so nimmt der geblendete Blick überhaupt

keinen Stern mehr am Himmel wahr. Das Auge will nach und nach an einen zunehmenden Glanz gewöhnt werden. Den Anfang machten also die teleskopischen Sternlein, und diese wurden sofort mit einer, nur dem Süden eigenen Energie ausgezischt. Das war auch nach der Meinung des Impresario ihr eigentlicher Lebensberuf. Je früher er der satirischen Neigung des Publicums ein Opfer hinwarf, je unbarmherziger sie dasselbe zerfleischte, desto eher ermüdete sie erfahrungsgemäß. Der Impresario konnte diesmal zufrieden sein. Alles nahm regen Antheil an den Pfeif-Exercitien; das Publicum war voll Leben, Anregung, Bewegung, Interesse. Als die besseren Kräfte auftraten, war alle Welt des Pfeifens müde. Man ließ die erschlafften Lippen hängen und verspürte dafür ein unruhiges Prickeln in den bisher thatenlosen Händen. Der Beifall nahm zu; das große Opernhaus füllte sich immer mehr, und der Impresario rieb sich die Hände. Dabei war die Sonne noch gar nicht aufgegangen. Der Impresario hielt sie immer noch mit großer Heimlichkeit unter dem Horizonte verborgen, — kein Mensch erfuhr, wo. Sonst im Uebermaße mittheilungsfähig, blieb er bei dieser Frage stumm, wie ein Fisch. Die Spannung war auf das Höchste gesteigert und für nervöse Habitués geradezu unleidlich.

Da begann eines schönen Morgens in den Journalen ein Dämmerlicht vor der geheimnißvollen Sonne aufzugehen. Es steigerte sich auch, ganz wie die Morgenröthe. Zuerst weichen die nächtlichen Schatten dem Helldunkel; dann breitet sich ein verhaltenes blasses Licht aus, worüber ein röthlicher Hauch hinzuwehen beginnt; plötzlich zuckt ein feuriger Strahl empor, ein zweiter schießt ihm nach, darauf ein ganzes Bündel, — der Himmel flammt auf. Die Sonne aber weilt noch unter dem Horizont und wartet.

Das erste Helldunkel verbreitete eine Zeitung mit der

Entdeckung, daß diese Sonne trotz ihrem italienischen Namen keine Italienerin sei. Der Entdecker war ein Mann des nationalen Selbstbewußtseins und überzeugungsvoller Schutzzöllner. Er knüpfte an die Entdeckung eine Elegie über Vernachlässigung und Unterdrückung der heimischen Production, nebst einer haßsprühenden Philippika gegen den Import fremdländischer Erzeugnisse: der Impresario hatte sich eines gelinden Landesverrathes schuldig gemacht, und Signora Iduni war das *corpus delicti*! Daraus nahmen die Oppositionsblätter sofort den Anlaß zu einer Kreuzzugs-Predigt gegen die Regierung. Es war darin die Rede von finanzieller Mißwirthschaft, Steuerüberbürdung, Niedergang des Handels, Verarmung, Zunahme der Auswanderung, Bankerott der Städte, Hungertod der Feldarbeiter, von der furchtbaren Pellagra-Epidemie im Norden, den achtzig Procent Analphabeten im Süden, von der Maffia, Camorra und dem Brigantaggio, — an allem dem war Signora Iduni Schuld.

Bald darnach kam die zweite Entdeckung. Die Diva war nicht nur keine Italienerin, sondern sogar eine Deutsche. Ob sie aus Oesterreich oder Deutschland stamme, war noch nicht festgestellt. Aber die Blätter der „Italia irredenta“ decretirten, sie müsse eine Oesterreicherin sein, dem qualvollsten Tode entronnen durch Flucht aus dem Lande grauenhafter Tyrannei. Es war ein ganzer Roman mit türkischen Spionen, unterirdischen Kerkern voll Wasser und Wasserratten, mit Henkern und Folterknechten, Marterkammern und den scheußlichsten Torturen. Daran schloß sich natürlich der übliche Schrei zur Befreiung der unter gleichen Qualen dahinschmachtenden Brüder von Triest, Wälschtirol und Dalmatien. Andere Journale dagegen behaupteten, die Diva stamme aus Deutschland. Dort verschluckten die Kinder, wenn sie entwöhnt würden, täglich zum Frühstück ein Lineal. Darnach möge

man auch seine Erwartungen von dem Spiele, der dramatischen Beweglichkeit und der Annuth dieser Diva einrichten. Die dortige Gesangkunst sei natürlich auch darnach: das eine Ende des Lineals bleibe in der Kehle stecken. Darüber begannen die Leute, welche keine Journale schrieben, bereits einander lächelnd zu fragen: Haben Sie gelesen? Nicht lange darnach hieß es schon: Apropos, haben Sie gesehen? Denn die Witzblätter hatten einen vollständigen Cours im Anschauungsunterricht der deutschen Lineal-Schluckerei eröffnet.

Aber dies Alles war nur das Helldunkel und der röthliche Lichtschimmer. Die feurige Strahlengarbe zuckte erst jetzt auf. Eine Zeitung brachte eines Morgens die trockene Angabe, Signora Paolina Iduni sei eine Altistin. Die Leser buchstabirten das der Sicherheit halber langsam noch einmal mit offenem Munde und tellerrunden Augen, — es war wirklich und wahrhaftig keine Hallucination. Es war nicht einmal ein Druckfehler; denn hinterdrein stand ja noch: „und zwar Contra=Altistin“. Die Morgen-Chocolade brachten Wenige hinunter. Die gerechte Entrüstung schnürte die Speiseröhre in beängstigender Weise zu. Es war eine gröbliche Verletzung aller herkömmlichen Sitte, ein Faustschlag in das Gesicht des Publicums und jedes Einzelnen, — es war unerhört. Mit dreimal so großen Buchstaben auf dem Cartellone eine Person als Diva zu kennzeichnen, die schon vermöge ihrer Stimmlage nur alte Mütter, ältere Vertraute, die ältesten Hexen, Zauberinnen, Wahrsagerinnen und dergleichen vorstellen könne! Sogar minder empfindliche Naturen witterten, der Impresario wolle sie zum Besten haben, und sprachen von schamloser Frechheit. Ein unternehmender Geschäftsmann lauschte der Zeit ihren Geist ab und kündigte neuartige Pfeifchen an, mit ausnehmend hohem und lautem Pfiff, in Blech, Talmigold, Silber, echt vergoldet, — für alle

Stände. Er machte ein glänzendes Geschäft. Die minder Bemittelten dagegen probirten daheim alle auffindbaren Schlüssel durch, um zu constatiren, welcher den schrillsten Pfiff gebe.

Das war die Morgenröthe.

Die Sonne, welche dies Alles veranlaßt hatte, weilte indessen immer noch unter dem Horizont und wußte von nichts. Dafür wußte der Impresario desto mehr. Anfangs hatte er sich unsinnig darüber gefreut, daß sich die Journale täglich mit seiner Diva beschäftigten; es war, als ob er dieselben gepachtet hätte, und es kostete ihn doch keine Lira. Jetzt sah er, daß Alles verloren war. Er kam als gebrochener Mann zu Signora Iduni hereingeschlichen und setzte ihr zähneklappernd den Stand der Dinge auseinander.

Signora Iduni lächelte.

Der Impresario zog inzwischen ein Niesfläschchen aus der Tasche. Er hatte bei dergleichen Enthüllungen jedesmal eine Ohnmacht der jeweiligen Sängerin erlebt. Nun stand er da und starrte mit ungeheurer großen Augen auf dieses ruhige Lächeln. Dann aber gerieth er in einen fürchterlichen Zorn. „Sie können lächeln, Signora? Lächeln? Während in einem Tage tausend Iduni-Pfeischen abgesetzt worden sind, um Sie zu bewillkommen?“

„Kinderspielzeug!“ sagte mitleidig die Sängerin.

„Wie, — Kinderspielzeug? Sie sind noch im Stande, zu scherzen?“

„Es wäre der erste Scherz, den Sie von mir vernehmen. Wenn in einem Kinderhäuslein Eines lacht oder weint, oder höhnt oder mit Steinen wirft, so thum es alle nach, auch die, welche nicht wissen, warum. Ich meine, Signor, daß Sie dieselben Wahrnehmungen an dem Theater-Publicum gemacht haben müssen. Dergleichen berührt mich nicht im Mindesten.“

„Aber mich, Signora, — um Thretwillen!“

„Wozu die nachhintende höfliche Phrase? Ich liebe dergleichen nicht. Ich weiß so gut, wie Sie, daß Sie nicht die Nächstenliebe, sondern das eigene Interesse erregt. Sie haben geglaubt, durch die Art und Weise, wie sie mich dem Publicum ankündigten, einen glücklichen Schachzug zu machen. Hätte ich davon gewußt, ich würde es nicht zugelassen haben. Nun ist es einmal geschehen. Die goldenen Berge, welche Sie Sich davon versprochen haben, verflachen sich zusehens. Das ist es, was Sie berührt. Hätten Sie mich nicht unterbrochen, so hätte ich Ihnen schon vorhin gesagt, was Ihnen jetzt frommt. Ich erwähnte, daß mich selbst dergleichen nicht im Mindesten berührt. Sie dagegen mögen daran denken, daß Kinder eines Spieles und Spielzeuges sehr bald überdrüssig werden und dann ein neues hernehmen.“

„Ja wohl, — ich kenne das! Nach dem Pfeifen das Trommeln mit Häusten und Füßen, dann . . .“

„Und so weiter. Gut denn, — lösen Sie meinen Contract! Ich gebe Ihnen Ihr Wort bedingungslos zurück.“

„Nein, — nein! Nimmermehr! Wo denken Sie hin? Ich, — nein Sie, — nein doch, ich sollte wortbrüchig werden? Ich sollte mir Ihre Großmuth zu Nuze machen? Sie in unerhörter Weise übervorthheilen? Das wäre — gewissenlos.“

„Sie wollten also sagen: unflug. Ich liebe es, den Dingen auf den Grund zu sehen. Wozu dieses beständige Drapiren mit Schleierseken? Sie wollten also sagen, daß Ihnen meine sogenannte Großmuth sehr ungelegen wäre, daß zu dieser Stunde keine bedeutende Sängerin frei ist, daß Sie mit mir anderswo die Goldadern durch klügeres Schachtanlegen finden werden, nachdem Sie hier auf taubes Erz gestoßen sind. Gut denn. Ich konnte Ihnen Ihr Wort zurückgeben; ich selbst nehme das meine nie zurück!“

„Aber was werden Sie thun? Man wird pfeifen, — Alle werden pfeifen. Selbst in den Logen wird man pfeifen: unter den tausend Iduni-Pfeifchen sind, — hören Sie, Signora, — zehn Stück von echtem Gold. Die Pfeifchen sind Modeartikel geworden; man trägt sie als Breloques. Alle Welt wird pfeifen, Sie werden stocken, Sie werden schluchzen, weinen, erbleichen, in Ohnmacht fallen, — Tumult, Spectakel, Revolution, — o, ich habe dergleichen schauernd nur zu oft erlebt, und diesmal . . .“

„Diesmal nicht wieder. Man wird pfeifen, ich werde weiter singen. Das Pfeifen wird einen Moment meine Stimme decken, — dies thut das Blech des Orchesters auch mitunter. Wem früher der Athem ausgeht, das werde nicht ich sein.“

„Man wird Sie trotzdem zwingen, abzubrechen. Das ist keine gewöhnliche Voreingenommenheit. Es ist kein Mittel unversucht geblieben, Sie verhaßt und zugleich lächerlich zu machen. Die Einen trocken, die Andern höhnen. Diesem gesammten trotzigen Hohn läßt sich weder durch Ihre Kunst noch durch Ihre Gleichgiltigkeit, so staunenswürdig beide sind, eine wohlwollende Seite abgewinnen . . .“

„Sondern durch offene Kühnheit, welche beweist, wie ungerecht dieser gesammte trotzige Hohn ist. Durch diesen Beweis wird er einfach lächerlich und verfällt in sich selbst.“

„Und diesen Beweis?“

„Können Sie führen, — Schwierigkeiten bietet er keine.“

Nun folgte eine lange Conferenz, an deren Schlusse der Impresario der Signora inbrünstig die Hände küßte. Die verzückte Miene verließ ihn auch noch nicht, als er heimtänzelte und dabei laute Rufe ausstieß, wie: „Himmlich! Infernalisch! Göttlich! Diabolisch!“ Die Leute blickten ihm lächelnd nach und dachten, daß der Wein heuer gut gerathen sei.

Einige Tage darauf kündigten die Affichen an: „Die Stumme von Portici“. Mittags überdeckte dieselben ein feuerrothes Placat. Die erste Tänzerin, — that dasselbe kund, — könne wegen plötzlichen Unwohlseins nicht als Fenella auftreten; die Impresa sei jedoch sofort in Unterhandlungen getreten, um für einen vollgültigen Ersatz zu sorgen.

Ersatz? Vollgültigen Ersatz? Aber welchen? Diese Frage beschäftigte alle Welt, und die drei ersten Scenen zingen daher auch vollständig in nervöser Unruhe und einem dumpfen Summen verloren. Am Schlusse der dritten Scene fährt Elvira plötzlich vom Throne auf, um nach der Ursache eines nahenden Getümmels zu spähen. Da fahren plötzlich auch die tausend zusammengeneigten Köpfe im Publicum auseinander. Das Summen ist mit einem Male gänzlich verstummt. Aller Augen spähen mit einem unvergleichlich höher gespannten Interesse, als Elvira. Und da diese fragt: „Was ist das?“ steht plötzlich diese Frage in tausend erstaunten Gesichtern gemeißelt.

In der That, was ist das? Eine Tochter Palma's hat sich mit ihren goldenen Haaren, mit ihrer ganzen entzückenden Schönheit aus irgend einem alten Rahmen geöffnet, in welchen sie einst ihr Vater gebannt hat. Und doch wieder nicht Palma's Tochter, mit dem ewig strahlenden Lächeln, darin sich Giorgione, Tizian und Veronese gesonnt. Jenen Blick, mit welchem Fenella auf der Flucht vor ihren Verfolgern hereinstürzte, hat Palma's Tochter nie bejessen; sie hätte sonst nie mehr so lächeln können. Die blauen Augen sind groß und fieberhaft geöffnet. Ihr verzweifelter Blick übersieht in hastender Angst das ganze Publicum, Rettung erslehend von Allen und von jedem Einzelnen zugleich, bis er sich plötzlich an Elvira festklammert. In einem Nu klammern sich auch schon die Hände, von dem Blicke fortgerissen, krampfhaft an Elvira's

Gewand. Wie die Stumme jetzt zu Elvira's Füßen ihre Liebe, ihre Kerkerhaft, ihre Flucht schildert, hebt sich kein lauter Athemzug aus der Menge. Es ist, als sehe nicht allein Jeder, sondern als höre er auch und fürchte, eine Silbe zu verlieren. Die Augen der Stummen, jeder Muskel, jeder Nerv reden verständliche Worte, singen faßbare Gefühle, — die ganze Gestalt wird zum Instrument in der souverainen Gewalt einer Virtuosin. Wie dann beim Erblicken Alphonso's am Traualtar dieser Frauenleib plötzlich empor schnellt und in einem unmeßbaren Augenblicke schon vor dem Kapellenthore steht, — man ist sich nicht bewußt, ob die Füße ihn getragen oder die Arme sich in Vogelschwingen verwandelt hatten. Dann weiter, die leidenschaftlich gesteigerten Scenen, das Zusammentreffen mit dem Bruder, die Zelt-Scene, — es ist ein unvergleichliches Ausgestalten von Liebe, Angst, Eifersucht, Haß, Kampf und wieder Liebe in Auge, Miene, in jedem Finger. Jede neue Bewegung meißelt mit wunderbarer Plastik eine neue Phase des inneren Lebens nach außen; die leisesten Abstufungen der Leidenschaft incarniren sich in scharf beleuchteten Gestalten. Es ist ein herrlicher Bilder-saal, welchen der Zuschauer flüchtigen Ganges durchheilen muß, — zu schnell, um jedes Meisterstück festhalten zu können, wie er wohl möchte, aber mit staunender Bewunderung vor der Gestaltungskraft, die Alles dies geschaffen.

Ein unerhörter Beifallsturm löst endlich die allgemeine Spannung. Nach dem ersten Acte schon hatte man in die verschiedensten Richtungen um alle auffindbaren Blumen und Kränze ausgeschildt; kein Mensch war auf dergleichen gefaßt gewesen, kein Mensch hatte ein einziges Blümchen mitgebracht. Jetzt wurde die Bühne zum Blumengarten, durch welchen Fenella ungezählte Male den fanatischen Hervorrufen folgen mußte. Sie schritt ruhig bis an die Rampe, als gehe sie spazieren,

achtete gleichgültig die blauen Augen auf die tausend Köpfe
nten, als schaue sie, an etwas ganz Anderes denkend,
ber die tausend Steine des Straßenpflasters hin, und
ckte leise mit dem Kopfe, als danke sie im Vorübergehen
nem Unbekannten gleichgültig für seinen höflichen Gruß.
Das war nun nach den vielen wunderbar bewegten Ge-
alten, welche die Menge an ihr bewundert hatte, noch
ine neue. Neu auch in anderer Hinsicht; man war bei
schen Hervorrufen sonst gewohnt, die wunderbarsten
Kämmchen und die zierlichsten Hofetieren mit der Be-
heidenheit zu sehen, jenes Händefalten, Herzpressen,
ehende Abwehren und endlich das übliche Ersterben in
Dernuth über alle die unverdiente Gnade. Die Gestalt
war auch nach dieser Seite hin so neu, daß man nicht
tt wurde, sie zu betrachten. Als endlich auch das vor-
ber war, stand die Jugend vor dem Künstlerausgang
ereit, den Beifallssturm durch die Gassen weiter brausen
u lassen, den Wagen Fenella's auszuspannen und sie
lbst im Triumphe heimzuführen. Die reizte und über-
eife Feunesse dorée erstürmte den Bühneneingang und
ldete Spalier. Endlich öffnete sich das Garderobe-
mmer. Aber das war nicht die erwartete Fenella.
s war eine kleine, ältliche Dame mit einem wohl-
ollenden Lächeln. An diesem Lächeln flackerte sofort
er Muth auf, die Dame zu bitten, anzusehen, zu bestür-
en, daß sie die Möglichkeit zu einer nachträglichen inti-
eren Ovation nicht abschneiden möge. Sie machte auch
cht den geringsten Einwand und öffnete die Thür angel-
eit. Das Zimmer war leer, — Fenella längt durch
t Seitenpörtchen entschlüpft. Nur die zahllosen Kränze
d Blumen lagen in bunten Häuflein rings umher.

„Fenella hatte also diese Triumphzeichen nicht mit sich
h Hause genommen?“ fragte man.

„Nein,“ sagte die Dame, indem sie ihren Hut aufsetzte.

„Nun ja, — eigentlich wäre dies ja gar nicht möglich gewesen, — sie nehmen einen ganzen Wagen für sich allein in Anspruch, — sie wird sich dieselben eben später abholen lassen.“

„Nein,“ sagte die Dame, ihre Handschuhe zuknöpfend.

„Also was dann . . .?“

„Man wird sie beseitigen. Meine Nichte liebt die Blumen nicht,“ sagte die Dame mit dem wohlwollenden Lächeln, verbeugte sich und ging davon.

Die überreife Jugend blieb allein mit den Blumen und starrte dieselben ziemlich verdußt durch die mühsam eingeklemmten Monocles an. Sie liebt die Blumen nicht? Selten und seltsam! Aber doch, was daran hängt: Beifall, Ehre, Ruhm, Triumph? Gut! Man wird fortgehen, man wird im Club debattiren, an welches andere äußere Zeichen sich jene schönen Dinge anhängen lassen, da sie die Blumen einmal durchaus nicht liebt. Seltsam, aber eigentlich interessant! Jedenfalls chic! Dabei hatte man aber weder ihren Namen noch ihre Wohnung erfahren. Der Impresario hatte sich unwohl gemeldet: dem Opernpersonal war Fenella wildfremd. So antwortete wenigstens Jeder auf die zahllosen Fragen; Einige lächelten zwar dabei überlegen, aber gesagt hat Keiner etwas.

Der nächste Morgen brachte den Zeitungslesern die Ueberraschung, daß die „Stimme von Portici“ von einer wirklich Stummen gespielt worden sei. So erklärte sich das Wunderbare der Leistung auf natürliche Weise und lasse sich auf den richtigen Maßstab reduciren. Wem die Geberde nicht bloß begleitender Behelf, sondern immer das einzige Ausdrucksmittel gewesen sei, der beherrsche dieselbe eben wie der Redner das Wort. Die Technik der Muskeln sei in diesem Falle kein Product der Ueberlegung und Kunst, sondern der Gewohnheit, sowie der Redner nicht erst nachdenke, wie die Sprachwerkzeuge bei einer Wort

bildung zusammenwirken. Es mögen daher Alle, welche zestern für eine vermeintlich ideale Kunst geschwärmt, ihre zu hohe Stimmung herabschrauben auf das Niveau eines, — man müsse zugeben, — immerhin ansprechenden Realismus.

Einige Tage darnach tauchte die über Fenella ganz vergessene Sonne am Horizont empor. „Mida“ stand auf den Riesen=Placaten, und obenan mit Riesen=Lettern: „Amneris Signora Paolina Iduni.“

Man vergaß sofort wieder Fenella über der linealgenährten Contra=Altistin. Diesmal trat sie zwar nicht als altes Weib oder Hexe auf, — aber desto schlechter! An der jungen Pharaonen=Tochter würden die Lineal=Ecken nur um so lächerlicher hervorstechen. Logen und Parterre hatten ihre Pfeischn in den Gilet=Taschen, die Galerie die Schlüssel in den Hosentaschen, alle Welt das mühselig verhaltene Hohngelächter in der Kehle mit sich gebracht. Es mußte grausam werden. Die Agiotage wucherte; die Plätze wurden zu fünffach erhöhten Preisen bezahlt, und eine halbe Stunde vor Beginn war auch um den zwanzigfachen Preis kein Sitz mehr aufzutreiben. Jedermann wollte der „Hinrichtung“ beiwohnen. In dem Mischlingsblute dieser Epigonen erwachte etwas, was anderthalb Jahrtausende geschlafen hatte: ein Blut=Atom, das einst durch die Adern eines alten Italers zum Herzen emporgesprudelt war, als ein Christenmädchen den wilden Thieren im Amphitheater preisgegeben werden sollte. Es sollte eine Märtyrer=Geschichte werden, wie jene vor Alters. Man schlägt jetzt, wie damals, nicht ungestraft dem Hexkommen und süßen Gewohnheiten in's Gesicht. Der Löwe, der sich in der Arena wohligh zu strecken scheint, lechzt heute, wie vor anderthalb Jahrtausenden nach Blut.

Todtenstille herrscht im Hause während der ersten Scene. Der Löwe wartet auf sein Opfer, regungslos, sprungbereit, spähend. Da erscheint an der Schwelle Am=

neris. Der Löwe starrt sein Opfer an und rührt sich nicht. Die Augen funkeln noch immer, die Pranken spannen sich noch immer zum Sprünge, aber er springt nicht. Der Löwe ist zu Stein geworden. Die Ammeris von heute ist die Fenella von damals. Die blauen Augen haben bereits zu Nadames geredet; die innere Erregung bei seinem Anblick hat sich bereits in der ganzen Gestalt ausgemeißelt und verzittert in den Wellen des goldigen Haares, ehe noch die Lippen sich geöffnet haben. Jetzt erklingt der erste Ton und durchbebt mit gesättigter Fülle den weiten Raum bis an die äußersten Enden. Wie eine elektrische Berührung, durchzuckt er in einem Augenblick die tausendköpfige Menge.

Es giebt eine reizende Dichtung von Hartmann von der Aue, der Artus-Sage entnommen: Iwein, der Ritter mit dem Löwen. Iwein befreit einen Löwen aus dem Rachen eines Lindwurms; der dankbare Löwe wird von da an mit rührender Treue sein steter Begleiter. — Die alte Artus-Sage lebte noch einmal auf. Der Lindwurm hatte seit Wochen Feuer und Gift gespieen, und der Löwe, davon betäubt und keiner Regung mehr fähig, saß schon tief in dessen Rachen. Da reißt ihn ein kühnes Weib mit einer Ruhe heraus, wie etwa ein anderes sich die Zöpfe slicht. Der gerettete Löwe, der sprungbereit dagelegen, erkennt plötzlich das muthige Weib dort oben, das in waghalsiger Unersehroffenheit dem Lindwurm den Garaus gemacht. Und wie für Iwein, so war der Löwe von diesem Augenblicke an ganz Auge und Ohr für dieses Weib und folgte mit rührender Treue jedem Zucken des kleinen Fingers, jedem Tone.

Doch auch ohne die Rettung vor dem Lindwurm wäre der blutlehzende Löwe überrascht, verstrickt, unterjocht, gebunden worden durch den Zauber dieser Stimme. Die wenigen Worte: „Geliebter, komm, berausche mich!“ hätten dies allein vollbracht mit ihrer wunderbaren Süße

nd ihrem räthselhaften magischen Wohlklang. Und auch ein Auge würde festgehalten und hingerissen worden sein in der erschütternden Scene, wo unten die Priester versammelt und oben Amneris vergiebt und stumm durch alle Herzensqualen schreitet.

Es war in der That grausam, wie man vorhergesagt, — nur in anderer Weise. Das waren kein Beifallsstürme, sondern Anfälle von Tobsucht, minutenlang fortwährend, als die ruhigen blauen Augen gleichgültig hinabblickten und der Kopf, leise grüßend, nickte. Es sind Augen, von denen man sagt, daß sie den Wahnsinn besser bändigen, als die Zwangsjacke. Aber kaum sind sie verschwunden, so beginnt das Delirium von Neuem. Ist ihre Macht gebrochen oder die instinctive Sehnsucht nach ihrem zwingenden Blick übergewaltig? Und so geht es ungezählte Mal weiter. Ein Mensch will den Saal verlassen, — da thut es Signora Iduni selbst, wie der Impresario erklärt, der schließlich anstatt ihrer vortritt.

Der Lindwurm, der wochenlang jeden Morgen in allen Farben geschillert hatte, war todt. Die Journale sprachen weder von Linealen noch von Hexen mehr. Der größte Aesthetiker, der erfahrene Musikkritiker, der gebildete Schriftsteller traten jetzt in die große Lücke, darin der Lindwurm vordem gehaust hatte. Sie analysirten die Leistungen der Fenella und der Amneris und kamen zu dem Resultat, es sei selbst für den Fachmann schwer zu entscheiden, ob Signora Iduni größer als Schauspielerin oder als Sängerin sei. Fest stehe nur, daß sie in der wunderbaren harmonischen Vereinigung beider das Ideal einer dramatischen Sängerin sei. Für die Stimmung des Publicums aber war es charakteristisch, daß kein Mensch in der Oper „Aida“ sprach, sondern Alle, wie auf Veranlassung, von der Oper „Amneris“. Verdi's Werk war eingetauscht worden. —

Ihre Nichte liebte die Blumen nicht, — hatte damals die Dame mit dem wohlwollenden Lächeln verlauten lassen. Man veranstaltete also eine Serenade mit Fackelzug. Aber Signora Iduni war an demselben Abend auf das Land gefahren, obzwar man durch ein weit verzweigtes Spionier-System sicher zu wissen glaubte, sie sei daheim. Die kostbaren Geschenke, die sich täglich einstellten, wurden, — ob Gold, ob Diamanten, ob eine herrliche Antike, — ohne Antwort zurückgeschickt; ebenso die Briefe. Besuche wurden von der Tante, aber von dieser allein, mit dem bekannten wohlwollenden Lächeln empfangen und entlassen, Einladungen ausnahmslos abgelehnt. Das Lächeln verschwand gegenüber kühneren Helden, die zu einem fürstlichen Vermögen überdies ihr Herz in die Wagtschale werfen wollten; diesen wurde mit ungeheuchelter Entrüstung heimgeleuchtet. Da sich auch etwelche Hartnäckige fanden, welche allem demjenigen, was die Anderen darbrachten, auch noch ihren mehr oder minder glänzenden Namen anzuhängen gedachten, sagte die Dame, wie bei allen anderen Anerbietungen: „Meine Nichte liebt dergleichen nicht.“

Es war, um den Verstand zu verlieren. Was also liebte sie denn, wenn sie alles Dasjenige nicht liebte, was Andere lieben?

„Niente,“ erwiderte die Dame ruhig lächelnd, als sagte sie das natürlichste Ding der Welt, und verschwand mit einem kurzen, verabschiedenden Knick.

Und diese Tante war, — das machte das Maß voll, — ganz aus demselben Thone geformt, wie ihre Nichte. Keine Art Bestechung, um bei Signora Iduni vorgelassen oder auch nur freundlich genannt zu werden, versing bei ihr. Auch sie liebte „niente“. Sie liebte nicht einmal das süße Gift der Schmeichelei, und die zartsinnigsten Geschenke an ihre eigene Adresse pflegte sie dem Ueberbringer entrüstet vor die Füße zu werfen. So bildete sich die zweite Frage: Was liebt

dem also die Tante? Und diese Frage war bedeutungs-
schwer. Denn mochte man auch die Dame hinter ihrem
Rücken als Cerberus, Argus, kolchischen oder hesperischen
Drachen bezeichnen, die Wahrheit blieb unverrückbar, daß
erst dieses Bollwerk genommen sein mußte, ehe man auch
nur eine Fingerspitze ihrer Richte zu Gesichte bekommen
konnte. Antwortete ja selbst der Impresario auf die Frage,
was Signora Iduni liebe: „niente“, und zuckte die Achseln
bei allen Bestürmungen um seine Vermittelung bei ihr.
Alles dies sei umsonst; die Signora habe ihre Eigenheiten,
die kein Gott beugen oder auch nur haarbreit ablenken
könne. Die Tante aber sei eine gänzlich unzugängliche
Festung.

Aber dieses scheinbar unüberwindliche Bollwerk war
inzwischen gleichwohl, ehe es sich dessen recht versah, durch
einen Ueberfall genommen worden. Man brachte nämlich
eines Tages der unerbittlichen Tante eine Karte herein,
darauf zu lesen war: „Conte Gaetano Armoneta.“ Sie
seufzte schwer auf: „Noch Einer! In Gottes Namen denn!
Auch noch der Eine zu den Anderen!“ Es war ein ele-
ganter, schöner Mann, welcher da eintrat, — nun ja, wie
viele unter den Anderen vor ihm. Etwas ernster sah er
aus, als die Uebrigen, — und das war nicht gut. Sie
sah es ihm auf den ersten Blick an, daß sie mit ihm nicht
so schnell fertig werden würde, wie mit den Anderen.
Er hatte etwas Zähes in seiner Miene, das ihr bange
machte, und daneben einen schwermüthigen Ausdruck in
den Augen, der sie gleich weich stimmte. Aber es stellte
sich zum Glück alsbald heraus, daß er nicht zu den
Anderen gehörte. Er kümmerte sich gar nicht um ihre
Richte und erwähnte sie mit keinem Worte.

„Gestatten Sie mir, Signora,“ sagte er, „zu fragen,
ob Sie mir in der That irgend welche Auskunft über
einen jungen Mann geben können, Namens Antonio Verdi?“

„Toniello!“ rief die Dame aus, indem sie trotz ihrer Beleidigung gleich einem Wiesel empor schnellte.

„Wohl, Toniello,“ erwiderte der Conte. „Er ist mein Milchbruder gewesen. Aber ich habe ihn immer lieb gehabt, wie einen leiblichen Bruder. Und wie eine leibliche Mutter ist mir seine Mutter gewesen, die mich seit dem Tode meiner Mutter gepflegt und groß gezogen hat. Dann bin ich auf Reisen gegangen. Während meiner mehrjährigen Abwesenheit starb mein Vater. Vor seinem Tode wies er dem Toniello ein Bauerngütchen als Erbstück zu, mit dem Bedenken, er wolle Gaetano nicht vorgreifen, der bei seiner Heimkehr für ihn weiter und noch besser sorgen werde. Denn mein Vater wußte, wie nahe mir Toniello's Glück gehe, und billigte mein Vorhaben, demselben einmal die Gesamtverwaltung meiner Güter in die Hand zu geben, wenn er sich zuvor an einem eigenen Gütchen versucht haben würde. Als ich nach Jahren heimkam, hörte ich, daß Toniello das Erbgütchen verpachtet habe und mit Arbeitern nordwärts gezogen sei, um die Welt zu sehen. Später habe der Pächter das Besitzthum selbst käuflich an sich gebracht, weil Toniello in der Fremde verunglückt sei. Bei meinen weiteren Nachforschungen wies man mich hierher, zu Ihnen, Signora Bico, und so komme ich denn soeben vom Bahnhofe direct zu Ihnen.“

Die Dame Bico bekam einen Anfall ihrer alten Redseligkeit. Sie erging sich in einer ausführlichen Schilderung von Toniello's Leben bis zu dessen Tode, untermischt mit Ausrufen, Seufzern, Schluchzen und Thränen.

Der Conte ließ den Kopf hängen. Dann sagte er, mit feuchten Augen aufblickend: „Und seine arme Braut? Lebt sie noch?“

„Sie lebt.“

„Wo? Was kann ich für sie thun?“ rief er aufspringend.

„Niente!“ jagte Signora Vico traurig. „Kommen Sie heute in die Oper, — wir wollen dort weiter darüber reden. Nur jetzt nicht mehr! Ich bin jetzt ganz außer mir über alle die alten traurigen Erinnerungen. Acht Jahre sind seitdem verflossen, und nun scheint es mir, als wäre dies Alles erst gestern geschehen. Gehen Sie jetzt, Signor Conte, — ich erwarte überdies auch jeden Augenblick keine — — Jemanden. Addio, Contino!“ Sie sagte bereits: Contino. Er war schon von ihrem ewig sehnsüchtigen Muttergefühl adoptirt, wie vor Jahren Toniello. Die feuchten Augen hatten es ihr angethan.

Man gab wieder „Aida“ oder, wie man sagte: „Amneris“. Signora Vico war in der Loge, die an die Bühneieß. Der Conte hatte ihr auch beim Eintreten in den Saal grüßend zugenickt. Aber er erschien nicht in ihrer Loge. Er mußte dies ganz vergessen haben; denn er lichte später auch nicht mehr zu ihr hinauf. Er schaute überhaupt weder rechts noch links, sondern hielt die Augen unbeweglich auf die Bühne gerichtet, und im Zwischenact auf den Vorhang, als wollte er denselben mit seinem Blicke durchbohren. Signora Vico meinte Anfangs, dies Alles sei durch die Bewunderung für Amneris veranlaßt. Aber sie kam wieder von diesem Gedanken ab; denn bei den wiederholten minutenlangen Beifallszeichen hatte er auch nicht einen Finger gerührt. Am nächsten Abend war auf ihr räthselhaftes Andringen wieder „Fenella“ aufgesetzt worden, — man nannte jetzt allgemein die Oper. Der Conte war auf seinem Sitz und benahm sich, wie am Tage vorher; nur daß er schon beim Eintreten den Vorhang mit den Augen zu durchbohren schien und keinen Augenblick Zeit fand, zu Signora Vico hinaufzusehen. So ging es einige Tage weiter.

Eines Vormittags endlich machte er der Signora einen zweiten Besuch. Er war blaß; der zähe Zug war noch

nachdrücklicher in seiner Miene befestigt; die Schwermuth stand noch schärfer und vertiefter in seinem ganzen Gesichte ausgeprägt. „Ich komme,“ sagte er, „um von Ihnen Abschied zu nehmen, Signora. Ich reise zu Toniello's Braut. Sie ist mir ein heiliges Vermächtniß.“

„Thun Sie das nicht, Signor Contino! Sie können ja auch für Baldine nichts, gar nichts thun. Außerlich geht es ihr ohnedies gut; sie besitzt mehr, als sie je befehlen, viel mehr, als sie zu ihrem Leben benöthigt. Und innerlich, — Du heilige Madonna! Können Sie ihr etwas von dem zurückgeben, was sie einst befehlen hat? Die Liebe zu Mensch und Thier und Blume? Das Vertrauen zu den Menschen, den Glauben an guten Willen und an Nächstenliebe in der Welt? Oder, Signor Contino, — was am traurigsten ist, — den Glauben an die Madonna, den Glauben an Gott und seine Heiligen? — Niente, niente!“ schloß Signora Vico und schüttelte traurig den Kopf.

„Und doch, ich will Baldine hierher bringen.“

„Hierher? Wie? Wozu?“

„Wozu? Damit sie einmal Signora Iduni als Fenella sieht. Fenella leidet viel tiefere Qualen, als jenes Mädchen: sie verliert auch ihren Geliebten, aber durch schändlichen Verrath. Und gleichwohl findet Fenella noch ein Heil, einen rettenden Aufschwung in der Liebe zu ihrem Bruder. Baldine besitzt auch einen Bruder, — mich. Und ich werde es zu Ende führen, sollte ich auch selbst darüber zu Grunde gehen.“

„Wie? Weshalb zu Grunde gehen?“

„Haben Sie nie gehört, Signora, daß Einem Heilmittel sein kann, was dem Andern verzehrendes Gift ist? Addio, Signora! Ich eile, da ich in einer Stunde abreise.“

„Heiligste Madonna! Sind Sie heißblütig, Signor Contino! Und sehen dabei doch so kalt aus! Baldine, —

Baldine ist ja gar nicht mehr in dem Waldviertel von Oberau."

"Wo also?"

"Ich weiß es nicht."

"So werde ich sie suchen gehen. Ich bin bisher ohne jeglichen Zweck planlos durch die ganze Welt geirrt, — jetzt habe ich wenigstens ein Ziel. Addio, Signora."

Signora Bico ergriff ihn beim Arme. "So dürfen Sie mir nicht fort, Signor Contino, so in's Blaue hinein! Warten Sie nur einige Tage, bis ich selbst Erkundigungen eingeholt. Versprechen Sie mir das! Sie wollen nicht? Also Einen Tag wenigstens! Und ich lasse Sie nicht fort! Inzwischen kommt meine Richte aus der Probe zurück. Ich will mit ihr sprechen, — das heißt, — ich will, — sie würde sich ängstigen, daß ich ausgegangen bin, ohne ihr etwas davon zu sagen."

"Ihre Richte? Ja so, Signora Iduni!" sagte der Conte und senkte die Augen zu Boden. Dann, als spinnne er einen angefangenen Gedankenfaden zu Ende, murmelte er vor sich hin: "Man sagt, daß sie noch Niemand außerhalb der Bühne gesehen; man erzählt wunderliche Dinge von ihr"

"Wie von Ihnen, Contino," fiel Signora Bico ein.

"Wie Sie in den Sümpfen Indiens Tiger beschleichen, in Afrika Löwen, Elephanten und Nilpferde jagen, mit Vorliebe aber ganze Feldzüge gegen Sklavenhändler unternehmen, — wie Sie überall dort zu finden sind, wo die Gefahr am höchsten und der Tod am nächsten ist, wie Sie"

"Mein Gott, ja, Signora, — man läuft eben aus der Heimath davon und durchwandert die ganze Welt, um irgendwo froher zu werden, als daheim. Das ist eine Täuschung! So gut ist es mir nirgends und nie seither geworden, wie daheim in der Kinderzeit, als noch Tomiello's Mutter, die seelengute Maruccia, auf der Bank

vor dem Hause Kastanien schälte oder Maiskolben aushülste. Toniello und ich saßen auf dem Rasen zu ihren Füßen, und hörten zu, wie sie uns unermüdtlich die Lieder vorsang, die bei unserem Volke in Brauch sind, — o, die schönen, guten, alten Lieder!“

„Ja, die Lieder! Toniello hat sie von der Mutter geerbt. Er sang so schön! Zumal ein Lied sang er so oft und so gern. Wie war es denn nur?“ Und Signora Vico summt leise den Anfang der Melodie. Dann stockte sie und konnte nicht weiter.

Der Conte erhob sich und öffnete den Flügel, der im Empfangszimmer für den Impresario bereit stand, damit er sich daran die Zeit des Wartens vertreibe. Er schlug leise das Thema an und begann dann mit einem weichen Bariton das Lieblingsliedchen Toniello's:

Wenn eingeschlummert einst
Und todt ich werde sein —

Als er während des Singens einmal aufblickte, fielen seine Augen auf den Spiegel der gegenüberstehenden Wand. In dem Rahmen des Spiegels stand das Weib, das er als Fenella und Amneris gesehen, die Augen starr vor sich hin gerichtet, während die Arme schlaff am Leibe hinabhangen. Eine Seitenthür stand offen; daneben lehnte bestürzt Signora Vico. Ihm selbst versagte die Stimme. Mechanisch spielten seine Finger noch die Melodie weiter, dann sprang er plötzlich nach einem Mißtöne auf. Er war sehr bleich und verneigte sich stumm.

„Es ist Toniello's Milchbruder,“ sagte Signora Vico kleinlaut.

Die Sängerin blickte den Conte lange schweigend und durchdringend an, aber sie sagte nichts.

Signora Vico fügte noch kleinlauter hinzu: „Conte Armoneta ist zu mir gekommen, um sich über Toniello's

Schicksal zu unterrichten. Nun will er durchaus Baldine suchen gehen und hierher bringen, um —“ Sie stockte.

„Um . . . ?“ erklang es in der tiefen, weichen Stimme der Amneris.

„Um ihr Bruder zu sein, weil sie gleichsam ein Vermächtniß Toniello's ist. Und gerade hierher will er sie bringen, um ihr an Fenella zu zeigen, wie Bruderliebe aus Verzweiflung rettet.“

Signora Iduni blickte den Conte noch einmal fest an. „Die Schwesterliebe ist Masaniello nicht gut bekommen,“ sagte sie dann langsam zu ihm. „Er fällt durch Gift und Schwert. Ihr ist am Ende auch am wohlsten, sich im Besub=Feuer zu wärmen vor der kalten Welt. Bruder, — wozu? Aber wozu auch Mystificationen, wie sie etwa mein Impresario liebt? Sie brauchen nicht weit zu suchen, Conte. Die Braut Toniello's bin ich gewesen. Ich bin jene Baldine, die Sie holen wollen. Nehmen Sie gleichwohl an, jene Baldine sei längst todt, und Sie hätten nur eine Person gefunden, die Ihnen mehr von Toniello zu sagen weiß, als etwa Andere. Mamma mia,“ — sie wandte sich zu Signora Vico, — „Toniello's Milchbruder mag wiederkommen, wenn er Verlangen trägt, von Toniello zu hören. Er macht eine Ausnahme, — er kommt nicht wegen meiner; es ist gerecht, daß auch ich eine Ausnahme mit ihm mache.“

Der Conte machte seitdem von dieser ausnahmsweisen Erlaubniß von Zeit zu Zeit Gebrauch. Signora Iduni berichtete ihm Alles, was sie von Toniello wußte. Sie that es ruhig, gleichgültig, kalt, ohne die leiseste Gefühlsregung in Miene oder Stimme, als ob sie irgend eine uralte Sage aus grauer Vorzeit recitirte. Nicht ein einziges Mal flocht sich durch das eintönig graue Gewebe des Berichtes ein farbiger, lyrischer Faden. Wie ein altes Epos klang es, darin der Rhapsoide selbst gänzlich zurücktritt, um theilnahmlos zuzuhören, zuzusehen

und dann zu erzählen. Farbenfatte Lyrik und blühende Idylle dagegen durchschlang die Erzählungen des Conte. Immer wieder kam er dabei auf sein und Toniello's Jugendleben zurück und auf die unvergeßliche, gute Maruccia, seine Pflegemutter, Toniello's Mutter. Dazwischen setzte er sich auch wohl zum Flügel und sang das eine oder andere Lied Maruccia's, während Signora Iduni hinter ihm stand und er ihre starren Augen und die schlaff herniederhängenden Arme im Spiegel sah. Zuweilen auch erzählte er von seinem späteren ruhelosen Leben, von fremden Erdtheilen, von anders gearteten Menschen und ihrem Thun. Dann saß Signora Iduni in der Sophaecke mit gesenktem Haupte und hörte schweigend zu. Es war ihr, als ziehe ein alter Traum an ihr vorüber. Wie ein laut schreiender Narren tauchte es auf der Berghöhe empor, hinter ihm ein Haupt mit schneelig weißem Bart, dann nach und nach, wie aus Nebeltiefen, die ganze Gestalt eines Greises. Näher und nahe wankte es heran und begann einem lauschenden Kinde vorzuerzählen von fremden Gegenden jenseits der Berghöhe, von anders gearteten Menschen und ihrem Thun. Jetzt klang es laut und deutlich an ihr Ohr, wie ein altbekanntes und längst verhalltes Wort: „Es hat Alles sein Gutes, — man muß es nur herausfinden!“ Da strich sie mit der Hand über die Augen, um das Traumbild daraus wegzuwischen. Herausfinden, — dachte sie, — herausfinden, wo Nichts ist? Er wollte wohl sagen: „man muß es nur hineinlegen!“ Das mag vielleicht dem wohl thun, der zu schwachherzig ist, die entseßliche Leere anzustieren. Aber auch das nützt ja Nichts, — es ist ein bodenloser Abgrund. —

Eines Tages zeigte der Conte schon beim Eintreten eine mühsam zurückgedrängte Aufregung, die gegen seine sonstige schwermüthige Ruhe sichtlich abstach. Er trat rasch und entschlossen zu Signora Iduni, aber da war es plötzlich,

Es versagten ihm die Worte. Er ging zu dem Tische, läuterte in einem Album, öffnete den Flügel, tastete mechanisch einige Accorde heraus, schloß ihn wieder und setzte sich endlich stumm in eine Fensternische. Die Sängerin sah ihn fragend an. Er fühlte den durchdringenden Blick auf sich lasten. Da stand er heftig auf, trat rasch zu dem Schemel, darin sie saß, und sagte mit bebender Stimme: Ich habe in meinem Leben viel tollkühnen Muth um nichts vergeudet. Vielleicht läßt er mich deshalb jetzt im Stich, wo ich ihn ernstlich brauche. Ich lerne in dieser Stunde kennen, was Furcht ist; — wollen Sie mir nicht helfen, Signora?"

„Was haben Sie? Sprechen Sie doch!“

„Toniello hat Sie einst glücklich machen wollen. Sein Wille ist ein heiliges Vermächtniß für mich. Ich kann nicht in dem Maße erfüllen, wie er es vorgehabt, — bin nicht Toniello. Ich kann Sie nicht glücklich machen; er wenigstens lebensfroher, heiterer, zufriedener möchte Sie sehen. Schicksal und Menschen haben an Ihnen geübelt; ich möchte es gut machen, — nein, nur besser wenigstens. Und ich fühle die Kraft dazu in mir, weil Sie unsäglich liebe. Seien Sie mein Weib, Paolina!“

„Also auch Sie!“ sagte sie traurig. „Auch Sie, wie die Anderen! Die Anderen kannten mich doch wenigstens; die Anderen durften mein Wesen für eine seltsame Erscheinung halten, die vielleicht einmal umschlagen werde, wie das Wetter. Durften auch Sie das? Sie, der Sie mir um Toniello's willen näher getreten sind, von dem ich Vermächtniß erwarten konnte?“

„Weil ich Sie verstehe, glaube ich an ein froheres Leben für Sie. In diesem Glauben nur habe ich sagen können: Seien Sie mein Weib! Ich liebe Sie innig, — aber ich hätte mein aufschreiendes Herz zusammengepreßt und hätte geschwiegen, wenn ich jenen Glauben nicht besäße.“

„Und Beides ist Aberglaube: der Glaube sowohl, daß es in und mit mir je anders werden könnte, als es geworden ist, wie auch der Glaube an Ihre eigene Liebe.“

„Ich schwöre Ihnen bei Gott . . .“

„Gott?“ unterbrach sie ihn jäh. Dann sah sie ihn befremdet an und sprach mit harter Stimme: „Sie sind sehr fromm erzogen worden, Conte?“

Das klang wie Mitleid und Hohn zugleich. Er erwiderte nichts darauf. Aber sie las in seinen Augen und Mienen einen tiefen Schmerz, — solch stummes Reden versteht sie besser als tönende Worte. Da reichte sie ihm die Hand hin und sagte: „Es thut mir leid, — verzeihen Sie, wenn ich Sie gekränkt habe. Ich weiß, Sie meinen es gut, aber Sie täuschen sich über mich und über sich selbst.“

„Ueber mich selbst! Ich habe einst ein Mädchen gekannt: wir wuchsen als Kinder neben einander auf; unsere Seelen wuchsen in einander und verklammerten sich mit tausend Nesten. Dann wurde sie mein Weib. Wenige Wochen darnach ist sie gestorben. Das ist es gewesen, was mich aus der Heimath wegscheuchte. Meine Seele, die nach dem Tode lechzte, schleifte meinen Leib in den Pesthauch der indischen Sümpfe, in das mörderische Klima Afrika's, unter Rudel wilder Thiere und Menschen. Wobor ich aus der Heimath geflohen, es folgte mir auf Schritt und Tritt; der Tod, dem ich auf Schritt und Tritt folgte, er floh mich. So bin ich heimgekehrt, wie ich ausgezogen war. Toniello's unbekanntes Schicksal lenkte meinen Schritt hierher. Hier erst habe ich erkannt, daß mein Herz noch nicht todt ist. Sie, Paolina, wühlen mit einem Blicke die unergündeten Herzenstiefen auf. Der unter der Asche fortglühende Funke lag plötzlich zu Tage, als ich Sie sah. Dann haben Sie gesungen. Das ist eine Stimme, die nicht bloß mit sinnlichem Wohlklang an das Ohr heranbebt, — o, nein, sie singt sich tief bis in das Herz

hinein. Ein Frühlingshauch, kommt sie herangezogen, aufstauend, erschütternd, was wie todt gelegen. In leidenschaftlichen Schwingungen weht sie alle welken Blätter auf dem gelockerten Boden aus einander. Und dann bebt sie lieblosend darüber hin, daß aus der todten Asche selbst sich das Leben zu rühren beginnt, keimend, grünend, lühend. So geschah mir, als ich Sie hörte, Paolina. Ich fühlte, wie mein Herz anfing, sich zu regen, zu pochen versuchte, stockend erst, dann rascher und lauter, und endlich in heißer Wallung fortstürmend. So habe ich Sie lieb gewonnen.“

„Nicht mich, sondern die Künstlerin. Ich hätte Ihnen nie besser beweisen können, als Sie es jetzt selbst gethan. Ich habe Ihren Enthusiasmus für meine Kunst nie zurückgewiesen, weil ich sah, daß er Sie froh machte. In dieser Stunde, wo er Ihre Gefühle täuscht, muß ich darüber reden. Es ist besser, eine Illusion weniger, wenn diese nur Gefahr in sich birgt. Spiel und Gesang sind bei mir nie Sache des Gefühles gewesen, sondern Tanz und gar äußerliche Kunstfertigkeit.“

„Kunstfertigkeit! Bei einer Darstellung, so abgrundtief, so ergreifend wahr, daß ich jedesmal wie aus einem Traume auffahre über diesem brutalen Zusammenklatschen der Hände. Ich fühle etwas, wie einen physischen Schmerz dabei. Und jedesmal denke ich, wie es vollends Ihnen wehe thun muß, wenn so die Wirklichkeit den Gefühlsiden, der noch in Ihnen fortspinnt, jäh mit unzarter Faust abreißt. Der berauschte Beifall mag dies wohl mildern. . . .“

„Sie irren zwiefach. Der Beifall berauscht mich nicht; er ist mir gleichgültig. Er reizt mich auch nicht brutal als einem Traumreich; ich stehe unverrückbar auf dem lüchternen Boden der Wirklichkeit.“

„Unmöglich! Sie? Nein!“

„Das stört Ihre Illusionen! Ich habe dergleichen auch einmal gehegt. Ich habe auch gemeint, man müsse Liebe, Haß, Zorn, Entzücken, Verzweiflung auf den Brettern selbst fühlen, um wahr zu sein und die Menschen durch Wahrheit zu bewegen. Darum wiederholte ich immer wieder meinen Meistern, daß ich nicht zur dramatischen Sängerin taue, denn jenes seien Erregungen, welche ich auf der Bühne nicht fühlen könne, weil ich sie überhaupt nicht fühle. Daß gerade diese souveraine Macht über jede Erregung mich zur seltenen Künstlerin stempelt, ich habe es ihnen nie geglaubt. Dann kam eine große Tragödin, ein Weib, wie es nur einmal in einem Jahrhundert durch die Welt zieht, um die versumpften Seelen im tiefsten Grunde aufzuwühlen. Sie wühlte auch mich aus einer jahrelangen Apathie auf. Ich empfand wieder ein Regen in meiner Seele. Einmal sah ich sie als Desdemona. Ich saß wie versteinert und hätte doch am liebsten vor ihr dort oben niederknien mögen. Neben mir vernahm ich leises Schluchzen. Ich blickte auf: die Frauen weinten; die Männer saßen mit feuchten Augen da. Mir ist es nicht gegeben, zu weinen; ich starrte mit trockenen Augen wieder auf Desdemona hin. Da sah ich, wie die gewaltige Herzenserregerin in einem Momente erschütterndster Leidenschaft sich umwendete und nickend in die Coulisse hineinlachte. Ich stand auf und ging hinaus. Dieser Eine Blick hat mir gezeigt, daß ich zur Künstlerin taue. Die große Tragödin habe ich nicht wieder gesehen. Ich habe sie zu dem Kram geworfen, mit welchem ich da oder dort glücklich zu werden vermeint hatte. Nennen Sie den Kram ‚Illusionen‘. Es war meine letzte. Thun Sie, wie ich, Conte: werfen Sie die Künstlerin Iduni zu den zerstörten Illusionen! Ihnen bleiben dann immer noch andere, — mir ist keine mehr geblieben.“

„Das innigste Gefühlsleben schlummert nur in Ihnen, Paolina; darum wissen Sie nichts von ihm; auf den Brettern erst erwacht es mit titanenhafter, weil unverbrauchter Macht. So ganz und voll gestaltet sich dann jedes Gebilde, als wäre keine Vermittlerin mehr da, sondern nur jene Gestalt.“

„Das ist es auch. Jene Gestalt selbst ist nur noch da, weil es in mir leer ist. In solcher Dede findet wohl jede Gestalt genugsam Raum, sich auszuweiten. Ich habe einst einen alten Mann gekannt, der ließ seinen Karren für sich klagend und weinen. Ich, die es selbst nicht vermag, weil ich es nicht fühle, lasse die Gebilde der großen Meister für mich klagend und weinen. Und lache und jauchze ich auch zuweilen auf den Brettern, — nun, ich besaß als Kind einmal einen Ball dem ich abfragen wollte, woher alle die ungefüme Freude und wilde Lust, mit welcher er dahinsprang. Er hat es mir nicht verrathen. Aber nach einem Messerstich jenes alten Mannes schrumpfte der Ball zu einem armseligen, grauen Ding zusammen; sein springendes Geheimniß mit all dem trügerischen Schein heller Freude war — Luft, bloße Luft. Bleibt noch die Kunst! Auch der kommt nur ein geringer Antheil zu; der größere gebührt einer äußeren Kunstfertigkeit. Ich habe als Kind mit einer Stummen gelebt und auch später die stumme Sprache der Menschen und Thiere besser verstanden, als die Worte.“

„Und Ihr Gesang, Paolina? Jener Gesang, der sich den Worten einschmiegt und zusammenrinnt mit Miene und Bewegung, der in dieser wunderbaren Einheit jede Saite der Herzensharfe erbeben macht, bald einzelne anschlagend, bald mit mächtiger Hand hineingreifend zu brausenden Accorden?“

„Es ist damit, wie mit dem Andern. Das Wort

ist mir dabei stets nur eine Bürde gewesen. Es gab wohl einmal eine Zeit, da ich gesungen habe, wirklich gesungen, ohne Worte. Da war es auch in mir, wie Harfensaiten und Harfentlang. Jetzt schleift der Gesang das Wort widerwillig mit sich, wie ein Gefangener den anderen, der mit ihm an dieselbe Kette gefesselt ist.“

Der Conte ließ den Kopf auf die Brust sinken. Was liebt also dieses Weib, das nicht einmal ihre wunderbare Kunst liebt, und das ihr eigenes Genie belächeln kann? Was fühlt, hofft, begehrt, was will sie noch auf dieser Welt? Und er sagte ihr das auch.

„Was ich glaube, hoffe, liebe?“ erwiderte sie. „Nichts. Was ich fühle? Nicht Haß, nicht Liebe. Nennen Sie es Gleichgültigkeit, Apathie, Stumpfheit. Und in Allem dem liegt es, daß ich nicht Ihr Weib werden kann. Ein Schemen ist kein Weib, zumal nicht für einen Mann wie Sie, der noch ein Herz hat, der noch glaubt, hofft, fühlt.“

„Die Schemen bekommen Leben, sagen die Alten, wenn sie Blut trinken. Nehmen Sie mein Herzblut, Paolina, — ich gebe es Ihnen gern. Schemenhaft erscheinen Sie nur, weil Sie Nichts haben, wofür Sie leben, wofür Sie in Zukunft leben wollen.“

„Wofür ich lebe? Glauben Sie, Conte, ich lebte überhaupt noch, wenn ich es nicht für Etwas thäte? Die Feder, die mich seit meinen Kinderjahren so weiter im Gange erhält, ist ein unbeugsamer Gerechtigkeitstrieb. Das ist ein kaltes Ding, aber fest; es ist eben eine Feder von Stahl. Wie sie auch jetzt noch den todten Mechanismus in Bewegung erhält, — Sie mögen auch dies erfahren, nachdem Sie bereits so tief in das Getriebe geblickt. Da ist zuerst Signora Vico. Sie hat an mir gehandelt, wie die zärtlichste Mutter, ihr Mann wie ein sorgsamer Vater. Verflucht und verstoßen, fand ich bei ihnen eine neue Heimath. Der Bruder der Signora,

Dom-Kapellmeister Iduni, wurde mein erster Lehrer in der Musik. Er schickte mich später selbst zu anderen Meistern, die er für größer erachtete, als sich selbst; aber das Meiste verdanke ich doch ihm allein. Auch den Namen, — er hat mich adoptirt. Mein deutscher Wäldlername, sagte er, sei auf dem Cartellone eine Unmöglichkeit. »Baldina« verwarf er als sonderbar und nannte mich immer »Paolina«. Als er Alles für mich gethan und ich noch Nichts hatte für ihn thun können, starb er. Signor Bico hatte inzwischen die gewohnten Frühlingszüge aufgegeben. Mit dem mühsam erworbenen Vermögen wollte er sich einmal auf eigene Faust an ein Unternehmen wagen. Das war nicht sein Feld; es mißlang, er verlor Alles. Nun zieht er von Neuem unverdrossen mit den Schwalben nordwärts als Führer seines Arbeiterhäufleins. Signora Bico ist bei mir geblieben. Es ist ungerecht, daß diesen guten Menschen in ihrem zunehmenden Alter nicht Ruhe gegönnt, daß ihnen nicht das Los zu Theil werden sollte, das sie verdient haben. Sie haben es um mich verdient, — ich will es so lange um sie verdienen, bis ich denken kann, es ist genug. An mir ist es, ihnen eine sorgenfreie Ruhe zu schaffen. Darum ist mein Impresario in meinen Augen nur der Cassier des Ehepaars Bico.

„Dann ist meine frühere Heimath. Die Menschen dort haben schon verhöhnt, was mir in meiner Kindheit lieb gewesen. Mein Großvater war arm, die alte Frau stumm, — dies war ihr ganzes Verbrechen. Das ist ungerecht gewesen. Ich habe dann den Glauben dieser Menschen verletzt; sie haben mich dafür verflucht und geächtet, — sie waren im Recht. Was aber thaten ihnen dabei die beiden Alten, die seit Jahren todt waren, was der todte Toniello? Sie haben auch die Todten verflucht, geächtet, verumehrt, — das ist ungerecht gewesen. Es soll

ihnen ihr Recht werden. Wenn mein jetziger Impresario Vico's Cassier ist, so ist mein nächster, ein Amerikaner, mein Kaufagent für das ganze Waldthal von Oberau. Haus und Boden ist dort Eigenthum des Hüttenherrn; die Menschen sind nur seine Arbeiter. Ich kaufe Haus und Boden, — die Menschen sollen sich anderswo Arbeit und Heimath suchen. Die Buche mit den Todtenbrettern sollen sie mit sich nehmen. An ihrer Stelle wird ein Friedhof angelegt; in den ersten drei Gräbern werden die Ueberreste der drei Menschen ruhen, deren Todtenbretter man von jener Stätte verbannt hat. Es soll ihnen Gerechtigkeit werden. Bevölkern sollen jenes Waldthal die Lombarden, die einst mit Toniello dort gearbeitet und ihn lieb gehabt haben. Sie sollen dort ein Häuschen sammt Wiese als ewiges Eigenthum haben, Arbeit in Wald und Glashütte. Das Herrenhaus, Wald und Glashütte werden Eigenthum Vico's.

„Es ist dann noch ein Vico auf der Welt. Es wäre ungerecht, wollte ich einem Zweiten auch nur andeuten, was ich von diesem Vico halte; denn ich habe es nicht wirklich gesehen, nur geahnt. Aber ich möchte diesen Mann vor meine Augen gestellt haben, um in den seinigen zu lesen. Erkenne ich dabei als wahr, was ich von ihm denke, so ist es ungerecht, daß dieser Mann noch auf der Welt ist. Ich habe der Polizei-Präfectur der Landschaft, in welcher er sich umhertreibt, einen Preis von zehntausend Lire dafür eingeschickt, daß man mir jenen Mann lebend vor die Augen stelle, — kein Mensch war noch im Stande, sich diesen Preis zu erringen. Aber ich werde andere Mittel finden; es wäre ungerecht, wenn ich auch nur eines unversucht ließe. Haben Sie, Conte, von dem berühmtesten Räuber Beppo gehört? Er befehligt eine ganze Legion tollkühner Raubgesellen. Das ist jener Mann, — auch ein Vico!“

Der Conte hatte schweigend zugehört. War dies Alles nur stahlharter und stahlkalter Gerechtigkeitsfönn? Wie groß war der Geföhlsrest, den jener Gerechtigkeitstrieb nicht deckte, und der in dem vermeintlich leeren Herzen dann übrig blieb? Keimte es nicht aus diesem dreifachen Lebensziel empor wie Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Verachtung und Haß? So hatte der Conte während ihrer Worte gedacht. Jetzt erhob er sich.

Paolina trat zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte: „Sie verstehen jetzt und verzeihen darum. Sie denken nicht mehr daran, nicht wahr?“

Er verbeugte sich, aber er sagte nichts darauf. Dann nahm er den Hut und machte einige Schritte gegen den Ausgang.

„Wir sehen uns heute in der Oper?“ rief sie ihm noch nach.

„Ich kann heute nicht kommen,“ entgegnete er, indem er sich halb umwendete.

Sie blickte ihn verwundert an. Es war das erstemal, daß er fehlen würde, wenn sie sang. „Also morgen denn!“ sagte sie mit einer gewissen Verstimmung.

„Ich reise noch heute Abend auf meine Güter,“ erwiderte er.

Sie sah ihn noch einmal an. Dann lächelte sie plötzlich bitter auf, verbeugte sich gegen ihn und wendete sich ab. Er ging hinaus. Sie lehnte am Fenster und blickte seinem Wagen nach. Das bittere Lächeln stand noch auf ihrem Antlitz. Das war also Einer, dem sie Alles gesagt, dem sie ihr Inneres offen hingelegt, vor dem sie sich selbst erniedrigt, um ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, — nun ging er hin in gekränkter Eitelkeit, in verletztem Egoismus, ungerecht, ja ungerechter als Andere! Der Wagen war um die Ecke verschwunden, das bittere Lächeln um die Mundwinkel erloschen, — der Mann war weggeworfen zu allem dem Anderen.

Sie führte wieder ihr einsames Leben weiter, gefeiert auf der Bühne, ungekannt in der Welt und zu Hause. Als die Stagione in Italien vorbei war, reiste sie nach England zu neuen Triumphen. Kurz vor dem Ende der englischen Stagione bekam sie einen Brief aus der Lombardei. Sie kannte die Schrift nicht. Er lautete:

„Signora!

„Sie haben Recht gehabt: es war ungerecht, daß Beppo noch auf der Welt war. Er ist es nicht mehr. Ihn lebend, wie Sie verlangt haben, vor Ihre Augen zu stellen, war nicht möglich. Aber er hat sterbend gestanden, daß er aus Eifersucht und Haß die Schleuse über Toniello geöffnet habe.

Gaetano Armoneta.“

Eine Ortsangabe enthielt der Brief nicht. Auch war dies nicht die Handschrift des Conte, welche Paolina kannte. Wer hatte sich Beppo's bemächtigt? Wem hatte er das furchtbare Geständniß gemacht? Darüber stand kein Wort in dem Briefe. Sie telegraphirte an den Chef der Staatspolizei. Man schickte ihr einen eingehenden Bericht. Conte Armoneta, dem Polizeichef persönlich befreundet, hatte auf seine Verantwortung und Kosten einen förmlichen Feldzug gegen den berühmten Räuber ausgerüstet. Die ganze Horde war theils gefangen, theils beim Widerstand niedergemacht worden, ihr Anführer Beppo im Einzelkampf durch Armoneta's Hand gefallen. Ueber besondere Geständnisse, welche der sterbende Räuber dem Conte gemacht, habe dieser nichts verlauten lassen; er weile seither unausgesetzt auf seinen Gütern im Lombardischen.

Paolina machte auf ihrer Rückreise nach Italien einen Umweg über die Besitzungen des Conte. Er war daheim, aber erkrankt. Als man ihm die Ankunft zweier Damen meldete und ihre Namen nannte, redete er zuerst

ine Weile mit seinem Hausarzte. Dieser führte dann Paolina in ein Gemach, welches bis zum tiefsten Nachtdunkel verfinstert war. Der Arzt geleitete sie zu einem Sopha und bat sie, sich zu setzen; dann entfernte er sich. Nun ergriff eine Hand die ihre, und der Conte, welcher auf der anderen Seite des Sophas saß, sagte heiter: „Ist das nicht wie in den alten Schauernmärchen, Signora?“

„Lachen Sie doch nicht, Conte! Mamma mia hat Ihren Arzt sofort mit Fragen bestürmt, und er hat ihr von einer Augenentzündung erzählt, natürlich mit der üblichen bedenklichen Miene. Ich selbst gebe auf Aerzte und deren Mienen gar nichts, indessen zum Lachen sind dergleichen Augenleiden doch nicht.“

„Warum nicht gar, — Nachwehen einer Augenkrankheit, die mich einmal in Aegypten überfallen hat! Doch Sie sind nicht gekommen um über meine Augen zu sprechen, sondern um das Geständniß des Räubers Beppo zu hören.“

„Nein, Sie irren; ich bin gekommen, weil mich ein Unrecht drückt. Ich bin ungerecht gegen Sie gewesen. Ich habe Sie damals, als Sie fortgingen, für einen eiteln Egoisten gehalten, der die Offenheit, mit welcher ich ihm meine ganze Seele hingelegt, damit beantwortet, daß er mir einfach den Rücken kehrt. Sie gehen statt dessen hin, um meinethwegen Ihr Leben in die Schanze zu schlagen.“

„Heiligste Madonna! Sie sind gar nicht ungerecht gewesen. Ich bin fortgegangen, weil es mich in Ihrer Nähe nicht mehr duldete; ich habe in altgewohnter Weise eine Jagd unternommen, der Abwechslung wegen einmal auf Räuber; um mich zu zerstreuen, und endlich war es ja meine Pflicht, den Mörder meines Milchbruders zu verfolgen . . .“

„Conte, haben Sie, als Sie gegen ihn auszogen und mit ihm auf Tod und Leben kämpften, auch nur eine Ahnung gehabt, daß er Toniello's Mörder war? Nein. Sie haben kein Talent zum Lügen! Sie sind eben nur um meinetwillen ausgezogen und haben Ihr Leben für Etwas auf das Spiel gesetzt, was Sie damals bloß für eine Laune von mir halten mußten. Das war thöricht, sehr thöricht, aber ich danke Ihnen doch dafür. Ich habe unrecht von Ihnen gedacht, aber ich freue mich, daß ich Ihnen gegenüber ein Unrecht einzugestehen habe.“

„Lassen Sie mich doch von Beppo erzählen, wie er . . .“

„Wir reden davon, wenn Sie gesund sind. Sie kommen dann doch nach Neapel, nicht wahr?“

„Ja, ich werde kommen.“

„Bald? Wie lange werden Sie noch so im Finstern sitzen müssen, armer Freund?“

„O, nur kurze Zeit noch, einige Tage . . .“

„Langweilen Sie Sich nicht? Ja, sind Sie denn auch sorgsam gepflegt und gut bedient?“

„Der alte Baldassare, der schon meines Vaters Kammerdiener gewesen ist, kann sich auch jetzt noch nicht dareinfinden, daß er mich nicht, wie in alten Zeiten, auf den Armen herumschleppen kann, mich auf dem einen, Toniello auf dem anderen. Er verhätschelt mich, wie ein kleines Kind. Der Haushofmeister ist gleichfalls ein Erbstück meines Vaters, und so die übrige Dienerschaft. Die alten Leute haben mich alle aufwachsen sehen, — ich werde nur zu stark verwöhnt.“

„Desto besser. Und nun möchte noch Jemand herein: Mamma mia, die ja ihren Contino in's Herz geschlossen hat, wartet draußen. Seien Sie freundlich mit ihr! Und beeilen Sie sich, gesund zu werden! Addio, auf baldiges Wiedersehen in Neapel!“

Während Signora Vico bei dem Conte verweilte, saß

Paolina in dem anstoßenden Salon und betrachtete durch das Fenster die bunten Farben, welche der Herbst in die Weinguirlanden der Ulmen gemalt hatte. Da wurde von Baldassare ein Herr, in den Salon geführt, der sofort in Gespräch mit Paolina begann. Er brachte dann die Rede auf den Hausherrn. „Es ist bedauerlich, tief bedauerlich!“ sagte er.

„Was?“ fragte Paolina erstaunt.

„Nun, der Verlust des einen Auges wäre am Ende zu ertragen. Man gewöhnt sich daran und sieht schließlich mit einem Auge eben so gut, wie mit zweien. Aber ich fürchte ernstlich, daß bei dem deprimirten Gemüthszustande des Leidenden auch das zweite Auge verloren geht.“

Paolina war aufgesprungen und stand dicht vor dem Fremden. „Wie?“ sagte sie stockend, „der Verlust eines Auges . . .?“

„Nun ja, die Kugel des Räubers hat freilich bloß das eine Auge vernichtet. Aber, theuerste Signora, die Augen sind wie die siamesischen Zwillinge: eines zieht das andere in Mitleidenschaft. Dazu kommt der habituelle Gemüthszustand des Conte. Dergleichen ist geradezu Gift für entzündliche Erscheinungen; auch Leib und Seele sind siamesische Zwillinge.“

Signora Vico trat heraus, und Baldassare führte den Fremden zu dem Kranken. Paolina hat Signora Vico, noch eine Weile zu warten, bevor sie wegführen. Sie trat zum Fenster und starrte wieder auf die farbigen Weingewinde hinab. Aber sie sah dieselben nicht. Sie dachte an den halberblindeten Mann dort im Nebengemache, wie er heiter gelacht, und was er ihr hatte verschweigen wollen. Ein altes Wort aus der Kinderzeit klang ihr im Ohre: „Es lacht nicht Alles, was sich freut; aber es schreit auch nicht Alles, dem etwas wehe thut.“

Baldassare kam wieder heraus, und sie fragte ihn nach dem Namen des Fremden. Es war ein berühmter Augenarzt, der von Zeit zu Zeit von dem Hausarzte aus der Hauptstadt zu Rathe gezogen wurde. Wenn Einer den Signor Conte heilen könne, so sei er es.

Paolina warf einen verächtlichen Blick auf die Thür, durch welche der Augenarzt verschwunden war, und ein bitteres Lächeln umzuckte ihren Mund. Darauf besprach sie sich lange mit Baldassare und dem Haushofmeister. Als der berühmte Mann achselzuckend davon gefahren war, führte Baldassare den Conte aus dem Zimmer, wo der Arzt das Auge untersucht hatte, wieder in das finstere Gemach zurück. Dort geleitete er ihn zu seinem gewohnten Sitz auf dem Sopha. Der Conte aber setzte sich heute in die andere Ecke, wo Paolina gegessen hatte. Dann schickte er Baldassare fort, — er wollte allein sein. Es war ganz still in dem Gemach und draußen. Nur in der wunden Augenhöhle pochte der Schmerz. Da plötzlich, — o, er kannte den Ton, der an sein Ohr schlug, die Stimme, die sein Herz mit räthselhafter Zauberkraft umstrickt hatte, — das war Amneris' Stimme. Er kannte auch die Hand, welche jetzt aus den Klaviertasten die tiefsten Herzensregungen herauszugestalten begann, — das war die redende Hand Fenella's. Er kannte auch das Lied, das Maruccia einst ihm und Toniello vorgesungen:

Wenn eingeschlummert einst
Und todt ich werde sein . . .

Aber die es jetzt sang, brachte es nicht zu Ende. Zu ihren Füßen lag ein Mann und barg sein Gesicht in die Falten ihres Kleides und schluchzte wie ein Kind.

Da hob sie die Hand von den Tasten und legte sie beschwichtigend auf sein Haupt. „Gaetano,“ sagte sie ruhig, „wollen Sie mit Ihren Thränen auch das andere Auge vernichten, das Ihnen Beppo gelassen hat?“

„Paolina . . .“

„Zeugnen Sie nicht, — ich weiß jetzt Alles. Wollen Sie ganz blind werden? Und mich dann nie mehr auf dieser Welt sehen? Nur noch hören? Sie sind doch so gern gekommen, um Fenella zu sehen. Also!“

„Paolina!“

„Und weshalb denn auch? Ist es denn nicht selbstverständlich, daß ich Ihnen die Langeweile, die Sie nur um meinetwillen durchkosten müssen, irgendwie vertreibe? Sie haben Musik gern, — ich werde spielen und singen. Ist es nicht natürlich, daß mein Auge das Ihre, welches nur meinetwegen leidet, ersetzt? Sie werden also Ihre Promenade in dem finsternen Saal an meinem Arme machen; ich werde Ihnen bei einer Blendlaterne vorlesen. Ich habe mich bereits mit Mamma mia im anderen Schloßflügel häuslich niedergelassen. Dies Alles ist nur gerecht; was finden Sie denn Besonderes daran?“

Gaetano war aufgestanden. „Das Besondere daran ist, daß Sie Ihren Ruf bloßstellen. Ich werde dies nie zugeben. Sie müssen noch heute abreisen.“

„Ruf? Meinung der Menschen?“ fragte Paolina verwundert. „Sie sprechen doch nicht etwa im Ernst zu mir von diesen Dingen?“

„Sie müssen Ihren Verpflichtungen an der Oper nachkommen, ich werde nie . . .“

„Ich habe bereits durch Signora Bico dem Impresario schriftlich absagen lassen. Baldassare hat den Brief auf die Post getragen. Kind, haben Sie nicht noch einen Einwurf zu machen? Oder besser, machen Sie ihn nicht. Ihren Arm!“ Sie führte ihn zu der Sophaecke. Dann tappte sie sich zum Klavier zurück und sang ihm alle Volkslieder, die sie kannte. Hierauf kam Signora Bico und plauderte ihm so lange vor, bis sie ihn glücklich schläfrig gemacht hatte.

Gaetano blieb keinen Augenblick mehr allein. Bei Nacht war der alte Baldassare um ihn, bei Tage eine der beiden Frauen. Signora Vico hatte die Gabe, unermüdtlich zu plaudern. Paolina sang für ihn nach und nach ihr ganzes Opern-Repertoire, oder sie las ihm bei dem Lichte einer eigens construirten Lampe stundenlang vor. Mit Dottore Corri, dem Hausarzte, sprach Paolina nie ein Wort, aber Signora Vico dafür desto mehr, und es entschlüpfte ihr dann manches beunruhigende Wort vor Paolina. Und Paolina merkte es ja selbst, auch ohne die hingeworfenen trostlosen Bemerkungen der Signora über ihren Contino. Gaetano hatte keine lange Weile mehr; Augenblicke lang schien er sogar glücklich zu sein. Gleich darauf verfiel er aber doch wieder in theilnahmloses Schweigen und tiefe Schwermuth. Dabei war die Entzündung des Auges immer noch im Steigen begriffen.

Einmal, da Paolina aufgehört hatte zu singen und ruhig darsaß, vermeinte er, allein zu sein, und murmelte nach langem Schweigen selbstvergessen vor sich hin: „Immer Nacht, — kein Tageslicht mehr sehen? O, gern, wenn sie nur immer —“

Da fühlte er seine Hand erfaßt, und die tiefe Zauberstimme sagte ruhig: „Und warum sollte sie nicht immer? Wenn es Sie glücklich macht, Gaetano, will ich immer bei Ihnen bleiben. Ich will auch Ihr Weib werden, wie Sie es verlangt haben.“

Da hörte sie wieder das Schluchzen zu ihren Füßen, und wieder legte sie die Hand sanft beschwichtigend auf das gebeugte Haupt. Dann ging sie langsam hinaus, und Gaetano blieb allein mit seinem Glück. —

Der berühmte Mann kam einige Tage darnach, aber seine ganze Nedjeligkeit war plötzlich verschlagen vor Erstaunen über den umgewandelten Gemüthszustand seines

Patienten. Der Conte lachte und scherzte ohne Ende. Nachdem der Arzt das Auge untersucht hatte, gestattete er, daß der Conte nun schon in einem halbdunklen Zimmer verweilen könne. Das Auge sei gerettet; wenige Tage vorsichtiger Steigerung der Lichtstärke würden die ganze Sache beendigen, da auch die Höhle des verlorenen Auges nahezu geheilt sei. „Es ist überflüssig,“ schloß er, „daß ich noch einmal komme. Ich kann Ihnen nur beim Abschied gratuliren und Ihnen jetzt auch sagen, daß ich wenig Hoffnung hatte. Sie waren sehr nahe daran, ganz zu erblinden. Unter Anderem, darf ich fragen, wer die interessante Dame war, die ich bei meinem letzten Besuch in Ihrem Salon getroffen?“

„Meine Braut.“

„Ah, ich gratulire und — begreife.“

„Begreifen? Was, Dottore?“

„Signor Conte, ich begreife, was Sie aus Ihrer trostlosen Stimmung gerissen hat. Wenn ich Ihnen sage, daß diese Stimmung Ihre Entzündung gesteigert hat, werden auch Sie begreifen, wer eigentlich Ihr Augenarzt gewesen ist. Nicht Dottore Corri, nicht ich, sondern Ihre Braut. Empfehlen Sie mich meiner liebenswürdigen Collegin, — ich strecke vor ihr die Waffen. Addio, Conte!“

Aus dem abgedämpften Lichte ward Gaetano endlich an den hellen Tag geführt. Paolina war es, welche ihn führte; er hatte es so verlangt. Ihre Augen waren es, die er zuerst sehen wollte. Ob er in dem ruhigen Blicke gefunden hat, was er darin suchte? Er sagte nichts; er schlug nur langsam sein gerettetes Auge nieder. Es wird noch kommen, dachte er, was in diesen blauen Augen noch nicht zu lesen ist. Aber es kam nicht, nicht in diesen Tagen, nicht am Hochzeitstage. Ein helleres Aufblätern des Blickes zeigte sich nur, da sie unter den Brautgeschenken Gaetano's auch die auf ihren Namen

ausgefertigte Besizurkunde des Oberauer Waldthales fand. Sie drückte dafür Gaetano schweigend die Hand.

Das Hochzeitsfest ward nach ihrem Wunsche in Stille und Einfachheit gefeiert. Nach demselben blieben sie in der Abgeschiedenheit des Landschlusses mitten in dem weiten Besizthum. Auf Reisen wollte Paolina nicht gehen, ebensowenig in die Welt, unter Menschen. Sie liebte beides nicht. Gaetano dagegen war seit jeher an ein unruhiges Leben und rastlose Beweglichkeit gewöhnt. Da war es Paolina, welche ihn dahin brachte, daß er sich persönlich der Verwaltung seines großen Grundbesizes annahm. Und weil sie es war, so that er es willig und fand dann allmählig Freude daran. Paolina saß indeß daheim, spielte Klavier, sang, las oder hörte Signora Vico zu, deren Mann jetzt durch Gaetano's Verwendung und Hülfe an der Spitze einer großen Unternehmung stand. Oder sie erging sich unter den Ulmen und schaute mit den gleichgültigen, ruhigen Augen in die Weite. So oft Gaetano heim kam, blickte er immer und immer wieder in die kalte Ruhe dieser Augen; so oft er von ihr fortging, hoffte er gleichwohl immer und immer wieder. Sie war stets gleich gut und freundlich gegen ihn, wie eine um sein leibliches und seelisches Wohl besorgte Schwester. Gaetano umgab sie rings mit seiner Liebe, so daß sie bei jedem Schritt an irgend etwas vorübergehen mußte, das er für sie gethan. Und wie schwer war es, zu wissen, was er ihr zu Liebe thun konnte! Sie begehrte nie etwas; sie war seit dem Hochzeitstage sehr wortkarg geworden. Aber Gaetano fing mühselig, wie ein kleines Kind, in ihrem Antlitze zu buchstabieren an. Nach und nach lernte er darin lesen und die Gedanken nachdenken, die hinter dieser weißen Stirn vorüberhuschten. Zuletzt sah seine Liebe durch diese Stirn, als wäre sie von durchsichtigem Glase.

So sah er auch dort jetzt deutlich, weshalb sie sein Weib geworden war. Nicht Liebe ist es gewesen, sondern der Gedanke: er hat sein Leben für mich gewagt, — es soll ihm Gerechtigkeit werden. Und sie blieb freundlich und gut gegen ihn, weil auch das gerecht war. So lange sein Leiden und seine Unbehülflichkeit dabei ihre Hülfe in Anspruch genommen und ihre Stunden mit einer ermüdenden Aufgabe ausgefüllt hatten, schien ein rascherer Blutstrom ihren Leib zu durchrinnen, ein wärmeres Licht ihre Seele zu durchleuchten. Es war, als stehe sie wieder auf der Bühne und gestalte ein Gebilde aus, das nicht sie selbst ist. Und der Zuschauer hatte, wie in früheren Tagen, gemeint, dies Gebilde der Liebe sei sie selbst. Aber Paulina selbst war nur die strenge, kalte Gerechtigkeit. Jetzt, da er wieder gesund war, da er mit dem einen Auge so gut sah, wie ehemals mit beiden, war die Aufgabe beendet, der Gerechtigkeit Genüge geschehen. Die Augen, in denen Gaetano las, waren nicht die Augen Fenella's, nicht Ammeris' Augen. Das waren die ruhigen, gleichgültigen Augen, mit denen sie auf das leidenschaftlich erregte Publicum hinabzuschauen pflegte, wenn ihre Rolle beendet war.

Er sagte kein Wort darüber. Aber in schlummerlosen Nächten spähte er am Himmel nach dem Sternenstrahl, den er herabreißen und in Paulina's Augen versetzen könnte, und bei Tage nach einem Dinge auf dem weiten Erdenrund, das ein Lächeln auf ihre Lippen zaubern könnte. Er spähte vergebens. Auge und Miene blieben gleich kalt. Ja, es kam dann eine Zeit, wo sie ihm sogar mehr und mehr auswich, als hätte er sie mit etwas getränkt. Er duldete schweigend und trug sein Leid, ohne es merken zu lassen. Ja, er ritt bis zu den entlegensten Vorwerken seines Besitzthums und blieb ganze Tage aus, weil er sah, wie seine Anwesenheit sie

drückte. Dann brachen angstvolle Tage herein, jeder eine Ewigkeit voll Qualen, da Paolina krank darnieder lag und doch Gaetano nicht sehen wollte. Auch Dottore Corri durfte ihre Schwelle nicht betreten. Signora Bico war ihre einzige Gesellschaft.

Endlich kommt ein Tag, da Mamma Bico ihren Contino lächelnd hereinruft. Signora Bico lächelt, und Gaetano sieht sie lange an. Das ist ihm so seltsam; er hat so lange kein Lächeln gesehen. Dann tritt er leise ein. Paolina's Antlitz ist anzusehen, wie eine matte, weiße Rose. Der strobenden rothen Rosentnospe dagegen gleicht das kleine Wesen, welches voll, rund und frisch dort in der Wiege neben ihr schlummert. Gaetano bleibt zwischen Lager und Wiege stehen und ringt nach Fassung. Er wagt es nicht, auf Paolina hinüberzuschauen, damit sie durch den Widerwillen gegen ihn nicht etwa noch kränker werde. Ist er doch schon darüber froh, daß sie ihn in ihrer Nähe duldet und ihn ruhig gewähren läßt, wenn er das Kind immer wieder betrachtet. Nur so oft er meint, sie bemerke es nicht, streift er mit halben Blicken ihr Bett und schleicht in weitem Kreise um dasselbe herum, bis sie endlich langsam die Augen schließt. Nun blickt er noch ein Weilchen schen von Weitem hinüber, dann stiehlt er sich zögernd auf den Fußspitzen näher und betrachtet sie lange, lange. Da sind nun die schönen, langen, goldigen Haare, wie sie aufgelöst über das weiße Linnen dahinfluthen; die küßt er, sich niederbeugend, behutsam, — das kann sie gewiß nicht aufwecken.

Sie aber macht die Augen auf, darüber die Lider nur aus Müdigkeit hinabgeglitten sind, und lächelt ihm zu. Es ist ein weicher Zug, etwas wehmütig Süßes in diesem Lächeln. Darauf sagt er nur: „Paolina!“ und geht eilig hinaus. Sie läßt ihn gehen und ruft ihn nicht zurück. Sie hat wohl gemerkt, wie seine

Stimme in leisem Zittern verschwebt war, da er innig ihren Namen rief, und wie sich ein feuchter Schimmer in sein Auge gedrängt hat. Sie blickt mit halb geschlossenen Augen wieder auf die Wiege hin. Ein wunderbarer rosigter Hauch steigt dabei ganz sacht in ihrem blassen Antlitz auf und mischt sich mit dem Lächeln um ihre Lippen. Die blauen Augen öffnen sich plötzlich groß und weit, und es loht in ihnen auf, wie von einem überirdischen Glanze. Dieses strahlende Licht scheint von der Wiege herüberzuleuchten, und Paolina's Augen scheinen sich davon voll zu saugen. Das ist der Sternenstrahl, den Gaetano in schlummerlosen Nächten hatte für Paolina's Augen vom Himmel reißen wollen. Das Kind dort in der Wiege hat ihn vom Himmel mit sich gebracht.

Dies glänzende Leuchten entbrennt auch später jedesmal in Paolina's Augen, so oft sie das Kind ansieht. Einmal bekommt auch Gaetano einen Schimmer davon für sich, da er, von der Taufe heimkehrend, ihr den Täufling hinreicht. Sie hat Gaetano die Wahl des Namens überlassen.

„Wie heißest Du?“ fragt sie jetzt das kleine Wesen.

Aber es macht sich aus seiner neuen Würde, Namens-träger zu sein, sichtlich sehr wenig, sondern schreit ganz gewaltig. Da sagt Gaetano lächelnd: „Merkst Du denn nicht, Paolina, daß er Dir sagen will: ‚Ich heiße Toniello!‘“ Es war trotz dem heiteren Tone und trotz dem Lächeln ein leises Zittern in seiner Stimme. Da reicht ihm Paolina die Hand. Sie sagt nichts, aber er sieht den Sternenstrahl aus ihren Augen diesmal auf sich hinleuchten.

Der kleine Toniello aber war, so lang und breit er in der Wiege und später im eigenen Bettchen dalag, die incarnirte Ungerechtigkeit. Zunächst vermeinte er,

die ganze Welt warte nur höchst gespannt darauf, alle seine Willensäußerungen zu erlauschen und schleunigst zu erfüllen. Er schrie vorerst, nur um zu schreien; er schrie, weil er Nahrung begehrte; er schrie, — wer kennt alle die Motive, weshalb ein solches Fleischklümpchen tönend wird. Er kreischte urplötzlich auf, wenn sich die Mutter in alte Tage und Geschehnisse versinnen wollte; er zerschritt bei Nacht mit dem scharfen Stimmchen die dämmerigen Traumbilder vergangener Zeiten. Die arme Mutter kam bei Tage zu keinem Nachsinnen mehr, bei Nacht nicht mehr zum Träumen. Das war ungerecht. Aber sie ließ es gleichwohl nicht zu, wenn man das Kind bei Nacht aus ihrem Schlafgemach wegtragen oder es ihr bei Tage entziehen wollte. Sie sagte lächelnd, es mache ihr Freude, das Kind bei Tage selbst zu beruhigen, und bei Nacht schlafe sie in den Pausen zwischen zwei Schreien so gut, so traumlos fest, wie seit Jahren nicht.

Toniello besaß auch bereits eine unbeugsame Energie, seinen Willen geltend zu machen. Er wies die Nahrung verächtlich zurück, die man ihm anbot, um sie im nächsten Augenblick desto ungestümer zu verlangen. Er wollte durchaus Licht haben, wenn es dunkel war, und umgekehrt. Er begehrte, gewiegt zu werden, und schrie gleich darauf, bis die Wiege still stand. In Kurzem hatte sich das winzige Menschenkind den Vater, Signora Vico und den alten Baldassare zu Sklaven gemacht, die Mutter aber zu einem vollständig willenlosen Werkzeuge. Das war ungerecht. Jedoch die arme Mutter, die gar nicht mehr zu Athem kam vor allen den sich durchkreuzenden Ukasen ihres launenhaften Tyrannen, behauptete mit lächelnder Genugthuung, dies seien die Keime eines künftigen entschiedenen Charakters. Sie war stolz auf ihr Slaventhum.

Toniello liebte es nebenbei, mit den kleinen Fingern

in der Mutter glänzende Augen zu fahren; er fand ferner ein besonderes Vergnügen daran, sie bei den goldigen Haaren zu ziehen und dieselben zu zerzausen. Das war ungerecht. Jedoch die arme Mutter wischte sich die Thränen aus den Augen und lächelte, wenn das Büblein glücklich einige der goldigen Haare in dem geballten Fäustchen hielt, — der kleine Folterknecht hatte ja eine sichtliche Freude daran.

Daß Toniello trotz der nie ent schlummernden Zärtlichkeit der Mutter sich doch noch lieber von dem Vater auf den Arm nehmen ließ, lieber in dessen hartem Bart, als in der Mutter weichen Haaren wühlte, heller lachte, wenn der Vater mit ihm spielte, und selbst mit nichts lieber spielte, als mit des Vaters Zeigefinger, — es war ungerecht. Aber die Mutter lächelte darüber und jagte nichts.

So ging es weiter, so zeigte es sich in vielem Andern. Ein Pfad streckt sich schnurgerade von den jetzigen Zeiten hin zu der frühesten Kindheit dieser Frau. Es ist der Pfad der Gerechtigkeit, aber jener strengen Gerechtigkeit mit der Binde vor den Augen, in die sich kein Mitleid schleichen soll, damit die Hand nicht bebe und das Richtschwert unentwegt niederfaule. Schmal, wie die Schneide dieses Schwertes, ist der Pfad; die Frau ist ihn gewandelt, ohne zu wanken, ohne zu straucheln, ohne rechts oder links zu blicken: im Guten wie im Bösen, Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Da ist ein Tag gekommen, wo die Ungerechtigkeit Fleisch und Blut angenommen hat und ein Kind geworden ist, ihr Kind. Mit seinen kleinen Händchen hat es sie leise abgelenkt von dem schmalen Pfade, ohne daß sie es merkt. Wohin sie das Kind jetzt führt, dorthin hat ihr schon einst ein Greis den Weg gewiesen. „Es hat Alles sein Gutes; man muß es nur herausfinden,“ hat er einst gesagt.

Sie hat ihn nicht verstanden, hat seinen Weg nicht gefunden. Dem Kinde aber folgt sie Schritt um Schritt, und weiter, weiter noch, als der Greis sein Ziel gesteckt; wo kein Gutes mehr herauszufinden ist, da legt sie es hinein. Und viel weiter noch und schöner: sie vermeint dabei immer noch, bloß gerecht zu sein, und nichts als gerecht.

Die incarnirte Ungerechtigkeit gedeiht dabei vorzüglich und streckt sich bereits sichtlich in die Länge. Die ersten Versuche zum Sprechen werden unter allerlei unbeholfenem Straucheln des Züngelns gemacht. Das Lallen hat weder Sinn noch Ziel, aber die Mutter ent-räthfelt daraus die tiefsinnigsten Dinge. Es klingt nicht eben melodisch, aber die große Künstlerin vermeint, die erhabensten Meister der Tonkunst hätten nie etwas so Reizendes erfunden. Das erste Wort ist „Papa“, — nicht „Mama“, — aber die Mutter behauptet, „Papa“ sei viel leichter zum Aussprechen. Die Frau, welche in den letzten Monaten so wortfarg gewesen, wie ihre ganze Jugend hindurch, sie plaudert jetzt den ganzen Tag. Toniello will es so. Das Wort soll sich einstellen, selbst „wo die Begriffe fehlen“. Er will wissen, wie man Dies oder Jenes benennt, er will jetzt eben wissen, was die Leute dort unten thun. „Jäten,“ sagt die Mutter, — „Jäten!“ — wiederholt er ernst. Dann lacht er plötzlich auf und wiederholt unzählige Male hinter einander: „Jäten!“ Der Laut ist ihm die Hauptsache, das Wort freut ihn; er weiß nicht, was das ist, „jäten“, aber es heißt so. Die Mutter ermüdet nicht, ihm den ganzen Tag solche herrlichen Klangkunststücke vorzusprechen. Eines Tages macht der kleine Tyrann die Entdeckung, es sei eigentlich auch um das Singen seiner Mama keine üble Sache. Und so singt sie denn. Nicht bei dem Flügel, nicht aus Notenheften, nicht was sie auf der Bühne ge-

lungen, nicht was die großen Meister erdacht, nicht mit Worten, — sie singt, wie sie als Kind, wie sie als Mädchen im Walde gesungen, wenn Niemand lauschte. Ohne Worte, wie es eben kommt, süß oder feierlich, geheimnißvoll leise und wieder volltönend, gleich den Vögeln und dem Windhauch im Waldgeäste.

Gaetano lehnt im anstoßenden Gemach an der Thür und lauscht. Der Schemen hat wieder Leben bekommen, denkt, er, die öde Leere der Seele ein Vollgefühl, das Dasein ein Ziel. Aber nicht sein Herzblut ist es gewesen, welches dem Schemen Leben eingeflößt. Ein Toniello hat es ihm genommen, ein Toniello hat es ihm zurückgegeben, — er aber steht abseits.

Er lauscht weiter dem wunderbaren Gesange, der keine „äußere Kunstfertigkeit“ mehr ist, sondern gerade aus dem Herzen emporsteigt. Das ist jener Gesang, von dem sie ihm gesagt: „Es gab wohl einmal eine Zeit, da ich gesungen habe, wirklich gesungen, ohne Worte. Da war es auch in mir, wie Harfensaiten und Harfenklang.“ Der Gesang hat einem Toniello gegolten; nun gilt er wieder einem Toniello; er aber steht abseits.

Er beneidet den todten Toniello. Plötzlich fährt er schauernd empor, flieht vor dem Gesange hinaus, schwingt sich auf ein Pferd und jagt in wilder Eile in die Weite. Er schandert vor sich selbst: er hat einen Augenblick etwas gefühlt wie Eifersucht gegen das eigene Kind.

Hat der düstere Engel, der dort über der Erde freijend flattert, in diesem Augenblicke in Gaetano's Herz geblickt, daß er plötzlich seine dunklen Schwingen zusammenfaltet und sich an dem Bette des kleinen Toniello niederläßt? Es ist der Würgengel. Denn er berührt nur den Hals der Kinder mit seinem kalten Finger, daß sie darunter schwer und schwerer nach Athem ringen und zu röcheln beginnen, und dann sind sie todt. Zuweilen

schlummert er dabei ein; er ist so müde nach dem rastlosen Tag- und Nachtwerk; unmerklich sachte gleitet der kalte Finger erschlaffend von dem Halslein nieder, — das Kind athmet wieder. Wie er so zu Häupten Toniello's ragt, die Schwingenfedern fensenförmig fest zusammengepreßt, den drohenden Arm reglos ausgestreckt mit dem starren Finger, die düsteren, glanzlosen Augen unbeweglich offen, — wer vermag es ihm anzusehen, ob er ermattet von hundertfachem Würgen entschlummern, ob er weiter würgen wird? Die Aerzte, welche Gaetano gerufen hat, verstehen in diesen Augen nicht zu lesen. Sie kennen auch keinen Trank, ihn einzuschläfern, und keine Menschenmacht, die seinen starren Finger auch nur leise zu krümmen vermöchte.

Die Mutter spricht mit ihnen kein Wort; sie weiß ja, daß sie nichts vermögen. Sie spricht auch mit Gott kein Wort. Sie lehnt sich auch nicht an das Herz ihres Mannes. Sie steht zu Füßen des Kindes und starrt den Würgengel zu Häupten desselben an. Hülfe ist weder hienieden, noch oben; sie denkt auch nicht daran. Sie denkt nur, wie sie ihren Athem dem röchelnden Kinde einhauchen, wie sie ihren Hals statt des seinen darbieten oder dem Todesfinger des Würgengels unterschieben könnte. So stehen der Engel und die Mutter Tag und Nacht und starren einander über den Leib des Kindes an, — er zu Häupten, sie zu Füßen.

Gaetano schreitet ruhelos hin und her. Der Mann, der tiefe Seelenschmerzen schweigend überdauert, der jedem Klima und jeder Anstrengung widerstanden, er ist vollständig gebrochen. Zwei Aerzte sind über Nacht im Schlosse geblieben. Sie wachen. Gaetano redet mit ihnen in stockenden, verwirrten Worten. Er sieht sein Kind mit einem langen Blicke an und dann sein Weib, — darauf wankt er fort, wie ein Taumelnder.

Die Nacht schreitet langsam über die Erde. Die Dämmerung schleicht zögernd hinter ihr her. Dann entzündet sich nach und nach die Morgenröthe und wirft ihre blaßrothen Lichter in Gaetano's Gemach. Der erste Sonnenstrahl tritt durch das Fenster herein. Er begegnet sich mit Paolina. Sie ist leise eingetreten, unhörbar, wie der Sonnenstrahl. Gaetano kniet auf dem Betschemel. Er hat den Kopf in die Hände gepreßt und schluchzt.

Paolina tritt zu ihm und streichelt sanft seinen Arm, zum erstenmal, wie einst dem Ahnel und Toniello. „Gaetano!“ sagt sie dabei leise.

Gaetano springt auf, bleich, mit verstörtem Antlitz. Mit fieberhaften Augen forscht er in ihren Mienen. Paolina weint, — zum erstenmale. Er hat sein Weib nie weinen sehen. Er weiß, es sind die ersten Thränen seit ihrer Kindheit. Todt, — todt! denkt er erstarrend.

Aber mitten durch ihre Thränen bricht ein sonniges Lächeln. „Gaetano,“ sagt sie, „unser Kind lebt, wird weiter leben!“ Und mit einem Aufschrei der jubelnden Seele wirft sie sich plötzlich an Gaetano's Brust, schlingt ihre Arme um seinen Hals und weint laut. Alles Leid ihres Lebens, alle verhaltenen Thränen weint sie in dieser Stunde aus an dem treuen Herzen ihres Mannes. Er weiß es, da er ihr Haupt in die Höhe hebt und ihr in die Augen blickt, — er braucht nicht mehr zu fragen. Sie aber sagt es ihm doch: „Ich habe Dich doch lieb, Gaetano, sehr lieb, — ich habe es nur nicht gewußt.“ Und dabei gleitet wieder ihre Hand lieblosend an seinem Arme hinab. „Gehe jetzt zu unserem Kinde, Gaetano! Dricke dem guten Dottore Corri die Hand; auch dem anderen Arzte. Ich komme Dir nach; laß mich jetzt hier. Ich möchte nur vorher — beten, Gaetano, — zu Deinem Gott beten!“

Er läßt sie aus seinen Armen und geht zu dem geretteten Kinde.

Ueber dem Betstuhl hängt der arme Herrgott am Kreuze, stumm und traurig. Der Sonnenstrahl fällt über sein blutiges Antlitz und gleitet von da auf das Weib hernieder, das unten auf den Knien liegt und die gefalteten Hände emporstreckt. Der Blutstropfen an seiner Wimper glüht auf, wie heller Rubin; an ihren Wimpern glänzt es, wie niederrollende Perlen. Zwischen beiden spinnt der Sonnenstrahl sein goldenes Band.

Von demselben Verfasser:

Coloritstudien. Novellen. 1874.

Ursinia. Novelle. 1876.

Artemis. Novelle. 1876.

Theodora. Trauerspiel. 1881.

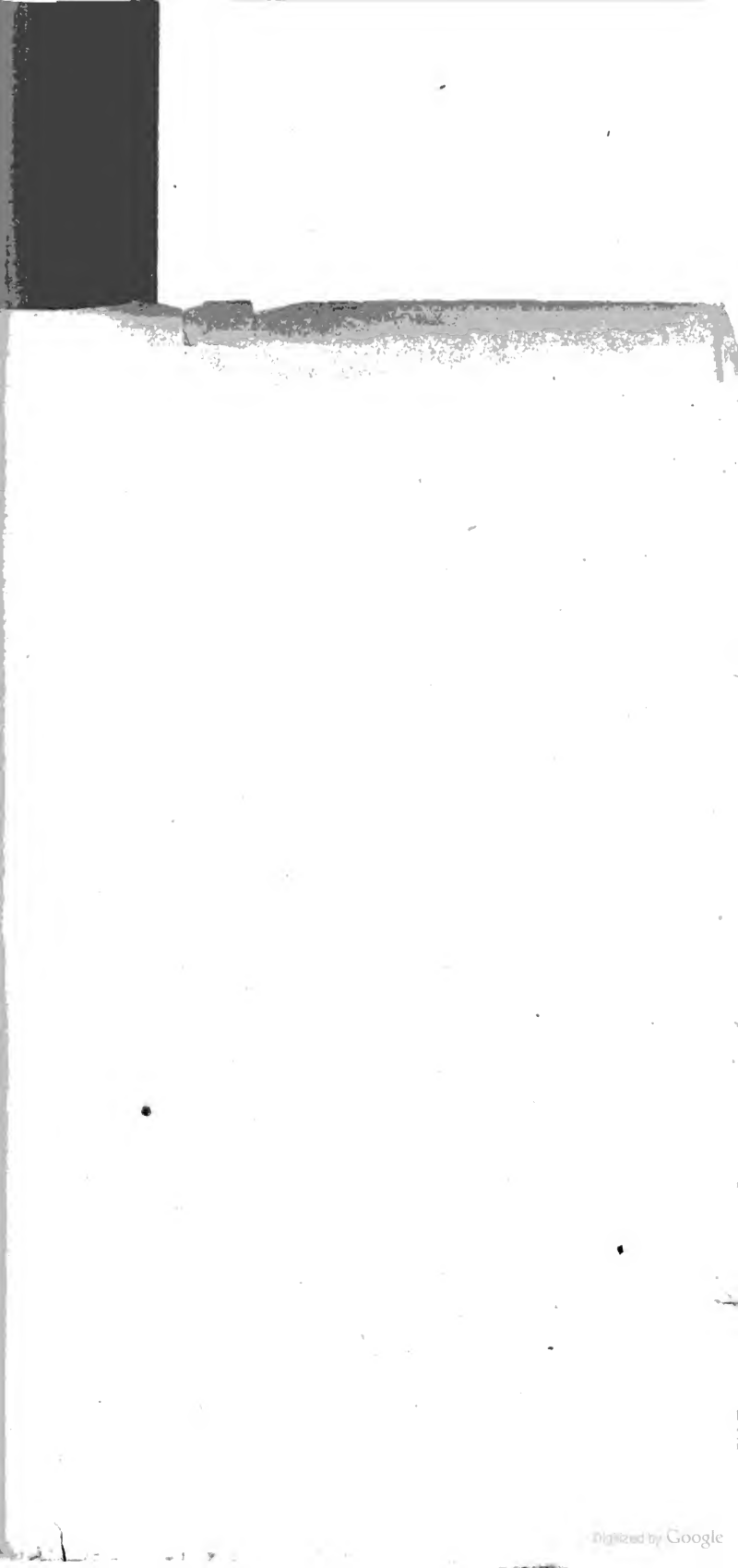
Notre Dame des Flots. Novellen. 1881.



SEP 1 '67

Leipzig,

Druck von Otto Dürr.



Leipzig,
Druck von Otto Darr.